



17 Jg.

Nr. 7



Eisab-land

Lothringer Heimat



137

1

9

3

7

Monatschrift für Heimatkunde & Touristik

Elsassland Lothringer Heimat

Monatsschrift für Heimatkunde und Touristik

Verlag: Société d'Édition „ALSATIA“ S. A. GUEBWILLER (Haut-Rhin)

Directeur gérant: E. MEYER.

Inlandspreis für den Jahrgang: 36.— Frs. Auslandspreis: 9 Reichsmark od. 11 Schweizerfranken

Inlandspreis für Einzelhefte . . 3,75 Frs. Auslandspreis: 1 Reichsmark od. 1,25 Schweizerfranken

Alle Anfragen, Abonnements- und Inseratenbestellungen, Manuskripte sind zu richten an den Verlag «Elsassland — Lothringer Heimat» in Guebwiller. — Postscheckkonto Strassburg 2573. — Postscheckamt Karlsruhe Nr. 70162.

Forces Motrices du Haut-Rhin

Secteur de Guebwiller

Verkaufs- und Ausstellungs-Magazin

5, Rue de la République, 5

GUEBWILLER

Grosses Lager in

elektrischen Beleuchtungskörpern aller Art.

Sämtliche elektrische Haushaltungs-Apparate

in erstklassiger Ausführung.

Die altbekannte Confiserie DARSTEIN

unterhält auch Generaldépôt weltberühmter belgischer Chokoladen und verkauft diese köstlichen Spezialitäten zu den festgesetzten billigen Fabrikpreisen.

Man kauft am besten direkt in einer der vier offiziellen Darstein-Verkaufsstellen:

STRASBOURG: Jungferngasse 3
Alter Weinmarkt 20
Langstrasse 16

HAGUENAU: Landweg 44

Beachten Sie die Schaufenster der DARSTEIN-Geschäfte.

Der katholische Gedanke

Eine Vierteljahresschrift.

Herausgegeben vom katholischen Akademikerverband.

Aus dem Inhalt:

Die Akathistoshymne — Erik Peterson: Das priesterliche Königtum Christi — Otto Graf: Der katholische Akademiker in der Pfarrei — Paul Kopp: die Bedeutung des Religiösen für die Gesundheit und Gesundung des Menschen — Friedrich Braig: Friedrich von Schlegel — Von Paul Cézanne — Oskar Bauhofer: Das Religiöse als Lebensform — Julius Tyciak: Von russischer Frömmigkeit — Pfingsten 1937 in Würzburg: Das christliche Bild vom Menschen

1937

Erstes Heft

Januar bis März

Zehntes Jahr

Literar. Institut P. HAAS & Cie. K. G. Augsburg

Fr. R. v. LAMA

Der Weg der

Therese Neumann

von Konnersreuth

1898-1935

Preis 15.- ffs.

Zu beziehen durch die Expedition dieser Zeitschrift.

L'Hygiène Naturelle

Monatsschrift für naturgemässe Lebensweise und Heilkunde

Praktischer Wegweiser zum gesund werden und gesund bleiben.

Jahresabonnement 12 Frs. Probenummer gratis

Verlag: GUEBWILLER, rue Clémenceau 6 - 8



Elsas-Land Lothringers Heimat

17. Jahrgang

JULI 1937

7. Heft

Von der Schönheit der Münstertäler Kuhnamen

Von Alfred Pfleger

Als ich vor bald zehn Jahren im «Neuen Elsässer Kalender» (1929, 78 f.) die Namen der Kühe aus der Strassburger Umgegend einer kleinen Musterung unterzog, führte ich vergleichsweise eine kleine Auswahl von Kuhnamen aus dem Münstertal an, um daran zu zeigen, wie treffsicher die klangvollen Namen der Farbe und Gestalt der Tiere angepasst sind. Es stand mir damals nur eine beschränkte Zahl bodenständiger Tiernamen zur Verfügung, die ich aus H. K. Abels Werken und aus W. Mankels Wörterbuch der Mundart des Münstertals ausgezogen hatte. Unter anderm zählte ich Namen auf wie Blank, Blüem, Fader, Schild, Spiegel, legte sie, mit reinem Bücherwissen ausgerüstet und unbeschwert mit Erfahrung, frisch und munter aus und — hieb tapfer daneben. Warum sollte ich es nicht eingestehen? Irren ist menschlich!

Trotz der offenkundigen Fehlgriffe bekam ich aus zuständigen ländlichen Kreisen beifällige Zuschriften. Ein alter Melker aus Linthal in den Gebweiler Bergen griff zur ungewohnten Feder, um die Freude auszudrücken, welche die kleine Arbeit seinem tierfreundlichen Herzen bereitet hatte, und ergänzte in einer langen Liste die fehlenden Namen aus den Hochvogesen. «Sie haben viele Namen gesagt,» schrieb er, «aber noch nicht alle, wie die Kühe bei uns heissen. Und so will ich ihnen noch einige Namen von den Kühe, wo man hier hat, zusenden, damit diese Namen auch im Kalender genannt werden, und es macht allen Leuten Freude, wenn sie solche Sachen lesen im Elsässer Kalender. Diese Kühnamen sind all ein schöner Schlag Kühe, ob rot oder schwarz, welche die Namen tragen...» Es folgte eine lange Liste

von über zwanzig Kuhnamen, die ich nebst einigen Bemerkungen selbstverständlich für den nächstjährigen Jahrgang einsandte. Doch der liebe Alte wird vergeblich nach den Namen seiner Lieblinge gesucht haben, die eingesandte Liste ist nie veröffentlicht worden. Es tat mir leid für den alten Mann, dem das Schreiben sicher mehr Mühe machte als die Pflege seiner Kühe. Heute deckt ihn wohl schon die kühle Heimateerde.

Seine Mühewaltung war jedoch nicht vergebens. Die wohlklingenden Namen des Bergviehs, volltönend wie das Gemuhe einer dunklen Kuh, sangen lange in meinem Ohr nach und liessen mich nicht mehr los, bis ich hinter den Grund der Namenbildung gekommen war. Längere und wiederholte Aufenthalte im Münstertal brachten mich in nähere Berührung mit den hart ums Dasein ringenden Bergbauern. Lebhaftige Teilnahme an ihren wirtschaftlichen Sorgen und aufrichtige Bewunderung für ihre hochgezüchteten Schwarzückenschecken beseitigten die Schranke des Misstrauens, hinter der sich der einfache Mann des Volkes gar zu gerne vor dem Fremden verschanzt. So fand ich bei Viehzüchtern, Melkern und Hütebuben im Stall und auf der Bergweide rückhaltloses Entgegenkommen und freundlichen Bescheid, wenn ich nach den Namen ihrer Pflegebefohlenen fragte und nach den Gründen dieser Namengebung.

Dabei stellte ich ein viel innigeres Verhältnis des Bergbauern zu seinen Tieren fest, als es der Ackerbauer der Ebene hat. Die Viehzucht ist der Haupterwerbszweig der Talbewohner, das Vieh ihr einziger Reichtum, der Glück und Wohlstand der Familie verbürgt. Mit Leib und Seele hängt der Talbauer an den lieben Stallgenossen und wacht



ängstlich über ihr leibliches Wohl. Von Kindesbeinen an ist er mit den Tieren vertraut, als Hütelunge hat er sie Tag und Nacht auf der Weide betreut, er ist mit ihnen gross geworden und in sie hineingewachsen, sodass er sie besser kennt als sich selbst. Dies innige Verhältnis zwischen Mensch und Tier spiegelt sich schön in den altüberlieferten, den Tieren auf den Leib zugeschnittenen Kuhnamen. In ihrer bildhaften Kraft sind sie ebenso zweckdienlich wie schön.

Die Vogesenrinder sind zumeist Schwarzückenschecken. Vom Hinterkopf bis zur Schwanzwurzel erstreckt sich eine unregelmässig geränderte, oft über dem Kreuz breiter werdende Blässe. Treffend vergleicht der Bauer diesen weissen Rückenstreifen mit einer Feder und nennt diese Tiere bezeichnend schwarze Federn. Diese Schwarzückenschecken gelten heute in fachwissenschaftlichen Kreisen als die einzig echten, rassereinen Vertreter des Vogesenschlages. Die alten Talbauern sind freilich anderer Ansicht. Nach ihrem nicht unbegründeten Dafürhalten ist nicht die schwarzweissgefleckte, sondern die rotweisse Feder, der Rotrückenscheck, die ursprüngliche alte Talrasse, aus der durch Züchtung die schwarze Feder hervorgegangen ist. Dieser alte Stamm lebt noch vereinzelt in den selten gewordenen Rot- und Gelbrotrückenschecken weiter, deren Haarkleid die gleiche Zeichnung wie das der schwarzen Federn aufweist. Die charakteristischen Merkmale dieser anspruchslosen und ausdauernden Gebirgsrasse fasst ein Fachmann folgendermassen zusammen: Die Stirn ist ziemlich scharf vom Gesichte abgesetzt, die Brust tief, der Rücken lang und schmal, auf den Seiten abgedacht, vom Widerrist nach der Lende geneigt, dann ansteigend, daher das Kreuz meist überbaut, die Hüften bei den Kühen viel breiter als beim Stier (Dr. K. Peters, Die Käseerei im Münstertal, in: Die Vogesen 7 (1913), 135 nach Dr. Lydtin, Aufzeichnungen über das Vogesenvieh. Strassburg 1902.)

Diese Färbung der Tiere spielt die Hauptrolle bei ihrer Namengebung. Ganz einfärbige Kühe bilden eine Ausnahme, doch sind ganz schwarze Tiere ohne den geringsten weissen Fleck nicht selten. Für diese passt der Name Kohli oder Kohler. Geht die schwarze Farbe in ein Braunschwarz oder warmes Tiefbraun über, so haben wir einen Kafer (Käfer) oder eine Keshti (Kastanie) vor uns. Nähert sich der Ton dem satten Rotbraun, wird ein Hirschi (Hirsch) oder ein Eicher (Eichhörnchen) daraus. Manchmal verrät sich die Abstammung von der Rotfeder in einem falben Grau-

braun, das an die Schutzfarbe des Hasen erinnert; solche Tiere heissen Has oder Häser.

Sprenkel in den weissen Flecken sind für das Vogesenrind charakteristisch. Ist die weisse Farbe vorherrschend, doch mit zahllosen schwarzen Haaren untermischt, dass der Eindruck des Weissgrauen überwiegt, so entsteht die seltene Spielart des Silwers, eines silbergrauen Tiers. Ganz weisse Kühe sind selten wie ein weisser Rabe. Daher bezeichnen Namen wie Schimmel und Zucker ähnlich wie Silber Tiere von vorherrschend weisser Grundfarbe mit zahllosen schwarzen Tupfen, die mit weissen Härchen durchsetzt sind. Spärlich vertreten mehr sind reine Rotfedern, die auf den Namen Rougele, Rüssi und Rüssela hören.

Die Hauptmasse bilden die schwarzen Federn, die Schwarzückenschecken. Der gangbarste Name für sie ist Feder kurzweg, fast in jedem Stall findet sich eine Feder. Verbreitert sich der Rückenstreifen zu einem breiten Band, daran sich grosse schwarze Flecken anschliessen, die sich über den ganzen Rumpf ausbreiten, so wird aus der Feder ein Maie oder Maiela, ein aus Schwarz und Weiss gebundener Maie. Eine Spielart des Maie ist die Blüem und der Blüeschi. Vom Rückenbläss aus ergiesst sich das leuchtende Weiss über den ganzen Leib und löst die schwarzen Flecken in unzählige kleine Tupfen auf, sodass ein solches Tier im wahrsten Sinne blüht und sprüht wie ein Baum im Maieblust. Etwas allzutrocken erklärt das Wörterbuch der elsässischen Mundarten (I, 157 und 159) die Blüem, Bliem im Münstertal, als eine Kuh mit vielen kleinen Flecken. Auch Geiler kennt die Bezeichnung aus dem Oberland: «Man nennt kein ku Blumi, sie hab denn ein Blesslin» (Seelenparadies 225 b).

Herrscht in der schwarzweissen Zeichnung das Schwarz vor, wird das Volk an bekannte Nutzvögel erinnert und ein so gezeichnetes Tier sehr ansprechend Meis und Meisle (die Meise) genannt oder auch Diwer, das durch Uebergang von l zu r aus Diwel, Diwale, das Täubchen, entstanden ist. Während der Diwer eine mehr ins Weisse spielende Federart bezeichnet, haben wir uns unter der Amsel eine mehr ins Schwarze gehende Feder zu denken, die nicht mit dem rabenschwarzen Kohli verwechselt werden darf. Bei der Benennung des Schwalmer hat die beliebte Hausschwalbe Gevatter gestanden. Aehnliche, von der Vogeldecke ausgehende Vorstellungen haben den Ziemer, eine nach Drosselart gesprenkelte Feder, die Lerich (Lerche) und die Schnapf (Schnepfe), ins Leben gerufen, bei denen es sich wohl um rot oder falb gesprenkelte



Photo Jap

Herde auf dem Hohneck

Rotfederabkömmlinge handelt. Breitet sich das Schwarz landkartenartig in grossen Blacken über die weisse Grundfarbe aus, dann entsteht der Scheck der Ebene, die einen Schwarzscheck, Braunscheck und Rotscheck unterscheidet. Im Gebirge tritt jedoch fast ausschliesslich der Schwarzscheck auf, der hier Flack, Flackela, Schild und Blanker heisst.

Eine Reihe von Namen werden von der Farbe des Kopfes abgeleitet. Ein schwarzes Tier mit weissem Kopfe kann gar nicht anders als Wisskopf, Wissköpfle heissen, so kann man sein Wesen schon aus dem Namen lesen. Ist bloss die Stirne mit einem herzförmigen oder sternartigen weissen Fleck ausgezeichnet, so spricht man von einem Starni, einem Adler oder Spiegel. Das sind keine leeren Worte, mit Luft gefüllt, sondern sinnvolle, inhaltreiche Namen, wie Sterne schön, blitzend wie ein Spiegel und stolz wie der Adler der Berge. Solche Namen verdienen es, als leuchtendes Muster und Beispiel hingestellt und nachgeahmt zu werden.

Wenn die weisse Zeichnung sich lang und schmal von der Stirne über das Gesicht bis zur Nase hinzieht, wird aus dem Stern ein Blass, Blasser, Bläschi und Blässer. «Kain Plässlin nennt man bald ein ku, sie hab ain flecken dan darzu,» sagt Fischart im «Podagrammisch Trostbüchlein»

(1577). Es ist wohl der auch im Flachland am weitesten verbreitete Namen für alle Arten von Zugtieren, die einen solchen Flecken auf der Stirne haben. Deshalb ist der Name auch in das Sprichwort eingegangen: «Mer schilt nieme Blass, wenn er nit wenistes e Blässer het». Und die Redensart: «Üs eme Blässer isch glich e Blass» bedeutet, aus einer Mücke einen Elefanten machen, eine geringfügige Sache über Gebühr aufbauschen.

Die Tiere sind es gewohnt, bei ihrem Namen gerufen zu werden, und ein jedes kennt den seinen. In einem bekannten Melkerlied werden die Liebslingsnamen zusammengefasst:

Kumm, Kalwele, Blassela, Flack un Starn,
Ich han i alli garn!

Wenn sie der Kühbube auf der Weide so ruft, dann kommen die Kühe langsam und behäbig herangeschritten, und in ihren grossen, schwarz-samtenen Augen scheint etwas wie Stolz aufzuleuchten. Das fiel schon dem gelehrten Benediktiner Dom Thierry Ruinart auf, als er im Jahre 1696 die Hauts-Chaumes bereiste: «Die Melker rufen das Vieh jeden Tag einzeln beim Namen zu sich her, und dasselbe gehorcht ihnen auch dergestalt, dass es kein Stück gibt, das nicht beim Namensanruf auf der Stelle herbeikäme. Zur Belohnung erhalten die Kühe, wenn sie gemolken sind, ein bisschen Salz» (Iter litterarium in Alsatiam et Lotharingiam, in:

Dom Vincent Thuillier, *Ouvrages posthumes de D. Jean Mabillon et D. Thierry Ruinart*, Schluss des 3. Bandes, Paris 1724).

Doch nicht immer ist der Kopf eines Tieres ganz weiss. Wenn die weisse Farbe sich bis hinter die Ganaschen, den Oberrand des Unterkiefers erstreckt, ist der Kopf gewöhnlich gesprenkelt. Ein lustiger Springquell schwarzer Tupfen steigt dann über den schmalen Nasenrücken hoch und ergiesst seinen Sternenregen über die weisse Stirn. Es ist eine auffällig schöne Zeichnung, welche die lebhaftere Einbildungskraft des Volkes mit einem weithin leuchtenden Blumenstrauss vergleicht. Daher heisst eine so gezeichnete Kuh Strüss oder Strüssle. Oft treten schwarze, brillenförmige Augenringe in Verbindung mit einer breiten, schwarzen Einfassung des Maules auf. Für ein solches Tier ist die Bezeichnung Schnoitzer, Schnäuzer am Platze.

Nicht nur die Färbung des Kopfes, auch die Behaarung gibt Anlass zu ausgeprägten Namen. Auf dem leicht vorgewölbten Stirnkamm tragen einzelne Tiere einen mehr oder minder langen Haarschopf, der manchmal beim Stiere gelockt ist. Darnach wird eine Kuh mit langem Kraushaar zwischen den Hörnern Kowel genannt. Bilden die Stirnhaare einen dichten Kranz, der wie eine Krone auf dem Schädel sitzt oder in langen Zotteln über die Stirne fällt, so haben wir eine Kranzi oder Krüon, Kroni vor uns. Die haben gewöhnlich ihre Nücken und Tücken. Wie krause Stirnlöckchen bei Frauenzimmern auf einen rechthaberischen Charakter hindeuten, so sollen auch bei den Kühen die gelockten Stirnhaare Anzeichen störrigen Wesens sein. «Di Kowel un Kranzi sin meischt bösi», sagte mir Onkel Marx, der alte Melker auf Mittelberg. Und alte Melker und Jäger sind mancher tiefen Kunde Pfleger! Lebhaftere Kalbinnen, sogenannte Guschtle, mit einem dichten Haarbusch auf der Stirn werden gern Wüssel, Wüschle oder auch Kützele, Chütschele gerufen.

Anregung zu neuen Namen gibt auch der Körperbau und Gang und Haltung des Rindes. Ein starkes, hochgebautes Tier, das selbstbewusst einherschreitet, ist ein Stolz, eine Stolzi oder ein Baron. Ist die Gliederbildung fein und zierlich, so ist die Benennung Zier und Zieri angebracht. Ein kurz gebautes Tier mit dickem Rumpf ist ein Rundell oder ein Bümor, ein rund herausgefütterter Bummer. Dasselbe scheint Kriwe und Kriwell zu bedeuten, denn e Kriwes ist in der Talsprache ein dickes, kleines Mädchen. Kühe auf niedern Beinen und kuhhessigen Gliedmassen, die vorn Löwen und

hinten Geisen gleichen, werden mitunter Doge, Geis und Hammel genannt. Mehr auf Gang und Haltung weisen Namen hin wie Mamsell, Jumpfer und Busperle, die zumeist jungen, lebhaften Tieren beigelegt werden.

Doch nicht immer mag der Züchter seine Herdentiere nach hervorstechenden Merkmalen in Farbe und Gestalt benennen. In seinem Stall sind die allbekanntesten Namen für die Spielarten der Feder, des Schecken und des Strausses schon vertreten. Der Abwechslung halber will er auch einmal einen ganz neuen Namen, um seine Schützlinge auseinanderhalten zu können. Da gibt es Benennungen, die man als Verlegenheits- oder Aushilfsnamen bezeichnen könnte wie Freidi, Mieser, Waldi, Weiler, Zeck und andere mehr, um die die schöpferische Bildkraft des Volkes nie verlegen ist. Der Waldi mag ursprünglich einen Waldgänger bedeutet haben, den der Hütebube immer aus dem verbotenen Walde auf die Weide zurücktreiben musste. Die Freidi ist vielleicht einmal eine Draufgängerin, eine kühne, angriffslustige Kuh gewesen, während der Zeck eine besonders anhängliche bezeichnet. Der Mieser, Müser könnte auf ein Naschmaul hindeuten, ein Tier, das in der Wahl des Futters wählerisch ist. Es sind zu Gemeinnamen gewordene Individualnamen, deren Bedeutung sich nicht mehr ohne weiteres aus dem Wortbild ergibt. Aehnliche Namen finden wir in einem Mühlbacher Hinterlassenschaftsinventar aus dem Jahre 1633: Mock, Morat, Zing, Braun, Blass, Krug, Hirst, Ziber (A. Scherlen, Mühlbach. Colmar 1933, 16).

Selbstverständlich werden auch viele Kühe im Tal mit Frauennamen wie Liesel, Meiel, Gretel, Bawele, Bloni (Apollonia), Finette gerufen. Man darf darin keine beachtete Herabsetzung der altehrwürdigen Heiligennamen sehen, sondern nur einen Ausfluss der Gedankenlosigkeit und Denkfaulheit. Uebrigens geht diese nicht gerade besonders geschmackvolle Sitte, den Wirtschaftstieren Personennamen zu erteilen, auf älteste Zeit zurück und zwar auf das fränkische Recht. Bestimmte doch das salische Gesetz, dass diejenigen Pferde, welche einem Fürsten zum Geschenk gemacht wurden, den Namen des Geschenkgebers erhielten. Im Laufe der Zeit hat der Brauch auch auf das Rind übergreifen, zumal auf das männliche Tier. So heisst der Stier der Herde gewöhnlich Hansi oder Baschi. Vielleicht ist es auch Brauch, den Namen eines Neugeborenen auf ein junges Haustier zu übertragen. E. L. Rochholz überliefert die alte Sitte aus der alemannischen Schweiz.



Hans Matter: Talweibchen mit Glockenkuh

Wenn der Bauer ein Söhnlein Hans und im Stall ein Füllen hat, nennt er dieses nach dem Büblein, und das Fohlen gehört nun diesem zur Aufsicht und Pflege. Hat er aber eine Zuchtstute im Stall oder eine Kalbin und gleichzeitig ein neugetauftes Töchterlein, so bekommen diese Tiere des Kindes Namen. Die Stute heisst dann Mädi, Stini, Stüdi (Christine), Singgi (Rosine) und die Kuh Meili, Miggi, Mitschi, Toni, Lisi, Rosi, Züsi (Alemannisches Kinderlied. Leipzig 1857, 292). Auch in Schillers «Tell» führt die Leitkuh den aus Tschudis Schweizerchronik übernommenen Namen Lisel. Es wäre also verlorene Mühe, diesen durch Jahrhunderte bestätigten Gebrauch bekämpfen zu wollen.

Nicht empfehlenswert ist es, einer neu angeschafften Kuh den Namen des früheren Besitzers anzuhängen, wie es im Tale auch der Brauch ist. Seltener dagegen stösst man auf die Unsitte, den Kühen kurzweg den Namen des Viehhändlers aufzubrummen, da das Münstertal sehr judenarm ist. In den Ställen der Ebene finden wir jedoch fast alle bekannten Judennamen vertreten. Das kann mitunter zu drolligen Auftritten führen. Da kommt z. B. der Leib in einen Bauernhof und fragt, ob nichts zu handeln sei. Doch die Bäuerin weist ihn kurz ab: «Mer han jetz ken Zit, dr Leib will kalwere!» Der gute Handelsmann ist erst sprachlos, dann schüttelt er nachdenklich den Kopf: «Der

Leib will kalwere! Mir wurd oser nit heli, der Leib will kalwere!» Wenig erbaut von seiner Namensvetterin, verlässt er brummend den Hof.

Wie schön sind im Vergleich zu diesen gedankenlosen Namen die bodenständigen, altüberlieferten Kuhnamen, wie sie in bunter Auswahl an uns vorübergezogen sind. Ehret sie als köstliche, von den Vätern ererbte Hausaltertümer! Die Adler und Feder, Strauss und Maien, Schild und Spiegel sind vorbildliche Tiernamen, die zur Eigenart der Hochvogesen gehören und mit mit einem wenn auch kaum gewürdigten Teil des geistigen Landschaftsbildes des Münstertales bilden. Diese schönen Namen sind nicht gemacht, sie sind von innen heraus getrieben in die Formen der Sprache, sie sind natürlich gewachsen wie die Blumen Gottes droben auf den Firsten. In ihrem Wohllaut klingt und singt ein Nachhall der Glocken und Trinkeln auf einsamer Bergestrift, und schwer und warm zieht ihnen nach der Geruch der weidenden Herden.

Die kleine Abhandlung erhebt keinen Anspruch auf erschöpfende Behandlung. Die Sammlung erstreckt sich nur auf das Grosstal und bringt Kuhnamen aus Mühlbach, Metzeral und den Melkereien auf dem Braunkopf, Kahlenwasen, Schnepfenried und Tännle. Die Liste ist auf langen Wanderungen gewachsen, wobei es nicht immer ohne drollige kleine Abenteuer abging. So fragte ich auf dem Altmattkopf einen Kühbuben nach

den Namen seiner behaglich rupfenden Kühe, und er sagte sie mir etwas mürrisch und nicht sehr verständlich her. Da ich wegen der mundartlichen Klangfarbe das Wort «Krüön» nicht gleich verstand und ihn fragte, wie er es schriebe, meinte er mit wohlthuender Grobheit: «Herrgott, sin ir awer dumm!» — Mehr Gegenliebe und Geduld fand ich bei meinen kleinen, jedoch nicht kleinlichen Nachforschungen bei den Herren Jean Fliller und Söhnen in Metzeral und Jean-Martin Edel auf Tännle. Bei ihnen bin ich in die Lehre gegangen und habe

im wohligen Dunstkreis des Viehstalles die edlen Schwarzfedern nach den kennzeichnenden Merkmalen auseinanderhalten lernen. Wenn meine Arbeit einen sachlichen Wert hat, ist es weniger mein als ihr Verdienst. An dieser Stelle spreche ich ihnen meinen verbindlichsten Dank aus und gedenke auch dankbar des offenerzigen Bübleins vom Altmattkopf, das mich alten Bücherwurm zur Bescheidung erzog: Wenn man alt wird wie eine Kuh, man lernt doch immer noch etwas dazu!

Gedichte von G. Dub

Einem Gefallenen

Du liegst vermodert längst im fernen Flandern,
Im Drahtverhau verblutet und verbrannt.
Du bist vergessen längst gleich vielen andern,
Die bleiche Stirn kein grünes Reis umwand.

Doch manchmal, nachts, (dann, wenn ich traurig
bin),
Schreck ich aus Träumen auf mit nassen Wangen.
Dann seh ich dich, du streckst die Hand mir hin,
So wie du damals von mir bist gegangen.

Geranien

Aus dunkelgrünem Rasen loht
Wie Feuerflammen der Geranien Rot.
Es ist ein wilder, toller Tanz,
Sie sind berauscht und hingerissen ganz.

Was brennst du, Herz, wie dieses rote Beet?
O bleibe fest! Ich weiss, ich weiss,
Dass über meinem Scheitel leis
Die Sonne schrittweis gegen Abend geht.

Kastanie bei der Kirche

Wie kühl umfängt mich doch der dämmerstille
Grün weben Schatten über die Empore. [Raum!
Aus Weltenfernen dringt zu meinem Ohre
Eintönig Wort und Schall. Ich weiss es kaum.

Denn herrlich vor dem Fenster steht der Baum,
Geschmückt mit jungem Laub als wie zum Feste,
Mit tausend Kerzen, schimmernd im Geäste
Wie Elfenbein auf grüngezacktem Saum.

O schöner bist du doch als deine Schwester,
Die dunkle, sann ich, deren schwere Pracht
Wie Silber aufblitzt in geweihter Nacht.
Viel schöner noch! Das fühlt ich niemals fester.

Sommernacht

Verweile noch, du wundervolle Nacht!
Wie haucht dein kühler Atem lind und sacht!
Das Fenster hab ich weit dir aufgetan.
Bald kommt der Tag. Schon ferne ruft ein Hahn.

Wie still die Wolken ziehn. Der Mond geht vorn
Als sanfter Hirt. Und golden glänzt sein Horn.

Jäh durch Gewölk im blauen Aetherband
Ein Sterngefunkel hell wie Diamant.

Nun dringt ein dunkles Rauschen zu mir her.
Das ist der Fluss, der rauscht am breiten Wehr.

So rauscht er nun die stille Nacht entlang.
O ruhevoller Sommernachtgesang!

Am Zaun die Birke schläft. Doch hin und wieder
Regt die Akazie leicht ihr Blattgefieder.

Die Hunde bellen. Schwer ein Wagen rollt.
Im Osten schon verblasst des Mondes Gold.

Kühl haucht die Nacht mir letzten Gruss herein,
In ihrem Atem selig schlaf ich ein.

„Die Soldaten“ von Jakob Michael Reinhold Lenz

Strassburger Erlebnisse und Gestalten in einem Drama des «Sturmes und Dranges»

Von Dr. Charles Wolf

Eine «seltsame Komposition von Genie und Kindheit» nannte der kluge Wieland in einem Brief an Merck vom September 1776 den damals 25jährigen Dichter, Hauslehrer und ehemaligen Theologiestudenten Jacob Michael Reinhold Lenz, als dieser, den Spuren seines Freundes Goethe folgend, ebenfalls in Weimar gelandet war und zum Ergötzen seiner Freunde die weimarische Hofgesellschaft durch allerhand tolle Spässe belustigte. Goethe hat im 11. Buch von «Dichtung und Wahrheit» Lenz, mit dem er zum erstenmal in Strassburg zusammengetroffen war, knapp und entscheidend charakterisiert: «Klein, aber nett von Gestalt, ein allerliebstes Köpfchen, dessen zierlicher Form niedliche, etwas abgestumpfte Züge vollkommen entsprachen, blaue Augen, blonde Haare, kurz ein Persönchen, wie mir unter nordischen Jünglingen von Zeit zu Zeit eins begegnet ist, einen sanften, gleichsam vorsichtigen Schritt, eine angenehme, nicht ganz fliessende Sprache und ein Betragen, das, zwischen Zurückhaltung und Schüchternheit sich bewegend, einem jungen Mann gar wohl anstand. Für seine Sinnesart wüsste ich nur das englische Wort «Whimsical», welches, wie das Wörterbuch ausweist, gar manche Seltsamkeiten in einem Begriff zusammenfasst.» Diese Charakteristik eines Mannes, dessen literarisches Werk den verschiedensten und widersprechendsten Wertungen unterworfen war, der immer hoch im Kurse stand, wenn die «Zerrissenen mit Geniepräntationen» wieder einmal aufgewertet wurden, trifft durchaus den Kern der Erscheinung und verrät deutlich, wie genau Goethe sich in die Gestalt Lenzens einzufühlen vermochte.

In dem abenteuerlichen Leben dieses Dichters, dieses typischen Repräsentanten der «Sturm und Drangperiode» der deutschen Dichtung, ist der fünfjährige Aufenthalt in Strassburg eine Zeit der Ruhe, des Glücks und wahrhaft schöpferischer Produktivität. Hier entdeckte Lenz, der ehemalige Anhänger Klopstocks und Nicolais seine eigentliche dichterische Begabung, hier lernte er die neuen literarischen Theorien kennen, begeisterte sich im Umgang mit Goethe, Salzmann, Lerse, Ott, Haffner für Homer und Shakespeare, für die wahren «Original- und Kraftgenies». Anstelle des Bildungserlebnisses entdeckte er jetzt das Urerlebnis, und in den «Anmerkungen über das Theater» setzte er sich mit der früheren Dichtung, besonders mit der Drama-

tik, polemisch auseinander. Seine Lyrik aus jener Zeit hat freilich noch nicht die elementare Stärke, den Glanz und die leuchtenden Farben der Lyrik des jungen Goethe; das Naturerlebnis ist nicht so ursprünglich wie bei dem begabteren Freunde, aber es sind ganz neue Töne, die er da erklingen lässt, und sie erklingen am schönsten und reinsten in jenem Gedicht an Friederike: «Wo bist du itzt, mein unvergesslich Mädchen». Und dieser neue Ton klingt wieder am stärksten und eindrucksvollsten in seinen Schauspielen aus jener Zeit, im Drama, das ja die Lieblingsgattung aller Stürmer und Dränger geworden ist. Sein Schauspiel «Die Soldaten», das in Strassburg entstand, Strassburger Erlebnisse und Gestalten zur Dichtung formt, ist die gültigste und glücklichste Verwirklichung der neuen dichterischen Ideen, es ist dasjenige unter seinen Stücken, das uns heute noch zu interessieren vermag.

Die Vorgeschichte der «Soldaten» ist recht kurios. Lenz war als Reisebegleiter und Dolmetscher zweier kurländischen Edelleute, der Barone von Kleist, nach Strassburg gekommen, und der ältere Baron von Kleist hatte sich in die Tochter eines Juweliers, Cleopha Fibich verliebt, sich auch in aller Form mit ihr verlobt, nachdem er eine feierliche «promesse de mariage» beim Notar Lacombe in Strassburg hinterlegt hatte. Goethe hatte in Dichtung und Wahrheit den merkwürdigen Fall gestreift, aber die eigentlichen Tatsachen und Zusammenhänge erfuhr man erst ausführlich, als im Schillerarchiv zu Greifenstein das Lenzsche Tagebuch aus dem Jahre 1774 wieder aufgefunden wurde. Dieses Tagebuch, das Goethe gewidmet war, hatte Goethe offenbar einmal Schiller zur Veröffentlichung in den «Horen» übergeben, aber aus irgendeinem Grunde hatte man von einer Veröffentlichung abgesehen. Das merkwürdige Dokument, das in ekstatischem Stil, von allerlei burlesken Zwischenspielen durchsetzt, dreissig Herbsttage des Jahres 1774 mit allen möglichen Details umfasst, hat Strassburg als Schauplatz aller Geschehnisse, und aus einem Passus geht hervor, dass die Heldin des ganzen Liebesintermezzos am Kleberplatz wohnte. Da an einer Stelle statt des fiktiven Namens Araminta der Name «Clephchen» fällt, konnte der Strassburger Lenzforscher Froitzheim die Heldin identifizieren als Cleopha Fibich, die Tochter eines

angesehenen Juweliers, der sein Geschäft am Kleberplatz, Ecke Schlauchgasse, hatte. Jetzt verstand man auch einen Brief Lenzens an Herder vom März 1776, worin es hiess: «Ich will Dir alles sagen, Herder! Das Mädchen, das die Hauptgestalt meiner «Soldaten» ausmacht, lebt gegenwärtig in der süßen Erwartung, ihren Bräutigam, der ein Offizier ist, getreu wiederkehren zu sehen. Ob ders tut oder sie betrügt, das steht bei Gott. Betrügt er sie, so könnten die «Soldaten» nicht bald genug bekannt werden, um den Menschen zu zerschmettern oder zu seiner Pflicht zurückzurufen. Betrügt er sie nicht, so könnte vielleicht das Stück ihr ganzes Glück und ihre Ehre vernichten.»

Genau so sah Lenz auch die Dinge in seinem Tagebuch. Zwar war vom Baron von Kleist ein Eheversprechen gegeben worden, aber als der Baron nach Kurland reiste, um die Einwilligung seines Vaters zu holen, erwachte in Lenz doch eine gewisse Skepsis, die sich merkwürdigerweise auch auf die Braut bezog. Er verfiel nun auf die tolle Idee, den Platzhalter zu spielen und das junge Mädchen vor allen Anfechtungen und etwaigen Gefahren dadurch zu schützen, dass er sich selbst in sie verliebt stellte. Das wurde ganz konsequent von ihm durchgeführt und mit besonderem Elan in dem Augenblick, als noch ein dritter Baron von Kleist, der jüngste Bruder des Bräutigams, in Strassburg auftauchte und der schönen Cleophe den Hof machte. Lenz spielte die Rolle des verliebten Wächters mit derartigem Feuer, dass aus dem Spiel Ernst wurde und er zuletzt wirklich in die Schöne verliebt war. Cleophe liess sich seine Verehrung gerne gefallen, kokettierte ein bisschen mit ihm, wie verschiedene Stellen des Tagebuchs verraten, dachte aber gar nicht daran, das Spiel ernst zu nehmen, bis Lenz zudringlich wurde und sie ihm eine Absage erteilte. In Form einer Stammbucheintragung ist uns noch ein hübsches Absageverschen von ihr erhalten:

«Auf Ihr Begehren schreib ich drein,
doch nicht wie Sie sich bilden ein,
weil es zu frey gewagt,
was Sie vorgestern mir gesagt.
Wo bleibt die Treu für Ihren Freund,
der es so gut mit ihn' gemeint,
so wardt die Treu belohnt.
So aber denk ich nicht.
Ich habe Ehr und wanke nicht,
bis dass mein Freund sie selbstn bricht.»

Strassburg, den 4ten Dezember 1774 von einer ungenannten, doch wohlbekannten Freundin.»

Der Bräutigam hielt übrigens sein Eheversprechen nicht. Cleophe starb unverheiratet in Strass-

burg im Jahre 1820 in ihrer letzten Wohnung bei den Ponts couverts.

Als Lenz ein Jahr später diese Dinge in seinem Schauspiel «Die Soldaten» behandelte, war er der Forderung aller Stürmer und Dränger treu geblieben, die verlangte, dass in erster Linie ein eigenes Erlebnis gestaltet werden müsse. Er war auch, mit Recht, davon überzeugt, dass ihm mit diesem Werk, das im Jahre 1776 im Druck erschien, etwas Bleibendes gelungen war, dass dieses Schauspiel am stärksten seine dichterische Sendung beglaubigte. Mit folgenden ekstatischen Worten schickte er am 23. Juli 1775 von Strassburg aus das Stück an Herder: «Hier, Hierophant! in Deinen heiligen Händen das Stück, das mein halbes Dasein mitnimmt. Es ist wahr und wird bleiben, mögen auch Jahrhunderte über meinen armen Schädel verachtungsvoll fortschreiten.» Es ist in der Tat geblieben, und als Max Reinhardt, der jetzige Regisseur der Salzburger Festspiele, es vor zwanzig Jahren in Berlin inszenierte, wurde es ein grosser, lang anhaltender Erfolg.

Natürlich war Lenz bestrebt, das Erlebte in dem Stück dichterisch umzuformen. Aber wenn auch als Ort der Handlung die Städte Lille und Armentières angegeben sind, so weht doch an einer Stelle «Rheinluft», was nur auf Strassburg passen würde, und im übrigen hat das Stück schon in der ersten Szene ganz echtes Strassburger Kolorit. In der ersten Szene ist Marie, die Heldin, damit beschäftigt, einen Brief zu schreiben und fragt ihre Schwester: «Wie schreibt man Madame? M-a-t-a-m-m?», eine hübsche Verwechslung zwischen hartem und weichem d, die immerhin recht elsässisch anmutet. Freilich ist das ganze Milieu ein anderes, die soziale Sphäre ist niedriger als die der Fibichs, alles Tatsächliche ist vergrößert, auch übersteigert worden, und das Ganze hat einen tief tragischen Grundcharakter, während die Wirklichkeit eher den Stoff zu einem Lustspiel hätte liefern müssen!

Nur ein kleiner Kreis von Eingeweihten konnte damals in den «Soldaten» ein Schlüsseldrama wittern, aber trotz vieler Vorsichtsmassnahmen hatte Lenz ein sehr schlechtes Gewissen. Kein Exemplar des Stückes sollte auf seinen Wunsch nach Strassburg kommen; er hatte Angst, dass man hier mit «Fingern auf das Mädchen» zeigen könne, fürchtete ausserdem die Duellforderungen einiger Offiziere und bewog Friedrich Maximilian Klinger, die Autorschaft auf sich zu nehmen. In Strassburger literarischen Kreisen nahm man aber anscheinend sehr wenig Rücksicht auf Lenzens Wünsche; denn der Vetter des Aktuars Salzmann, Friedrich Rudolf Salzmann, veröffentlichte kurz nach Erscheinen des Stückes in der Strassburger Wochenschrift «Der

Bürgerfreund», dem Organ der von Lenz gegründeten literarischen Gesellschaft, eine ausführliche Inhaltsangabe unter dem reichlich suggestiven Titel: «Fragmente zur Strassburger Kinderzucht», eine Rezension, die keinen Zweifel darüber liess, dass man dabei an gewisse Strassburger Ereignisse dachte.

Dies ist in Kürze der Gang der Handlung. Herr Wesener, ein Galanteriewarenhändler, hat eine schöne Tochter, Marie, die mit einem jungen Kaufmann namens Stolzius versprochen ist. Ein neuer Bewerber taucht auf in der Gestalt des Barons Desportes, eines Offiziers, dem Marie schliesslich vor Stolzius den Vorzug gibt.

Es gelingt Desportes, nicht nur Marie, sondern auch deren Vater von seinen ernsthaften Absichten zu überzeugen, sodass die beiden als verlobt gelten und der alte Wesener schon seine Tochter zur Baronin avancieren sieht, eine Vorstellung, die seinem kleinbürgerlichen Herzen nicht weniger schmeichelt als der eitlen Verspieltheit des Mädchens. Das glückliche Einvernehmen zwischen Vater, Tochter und Bräutigam ist aber nicht von langer Dauer. Der Baron lässt sich plötzlich in eine andere Garnison versetzen und verschwindet spurlos eines Tages unter Zurücklassung einer gehörigen Schuldenlast, für die Vater Wesener Bürgschaft übernahm.

Die kokette Marie erwacht sehr jäh aus einem schönen Traum; sie will zuerst an Stolzius schreiben, ihn um Verzeihung bitten und die alten Beziehungen wieder aufnehmen. Wesener selbst hält sie davon ab. Er möchte zuerst noch die «promesse de mariage» des Barons an dessen Eltern schicken und ihn zur Pflicht zurückrufen. Stolzius, der Marie immer noch liebt, hat von ihrem Unglück erfahren, lässt sich aus Verzweiflung zu den Soldaten anwerben und wird Ordonnanz bei dem Offizier Mary, einem Freunde des Barons Desportes. Mary wirbt ebenfalls um die schöne Wesener, spielt mit ihr dasselbe Spiel wie Desportes, und das leichtsinnige Kind wandert nun von einem Arm in den andern. Der Versuch der edelmütigen, philanthropischen

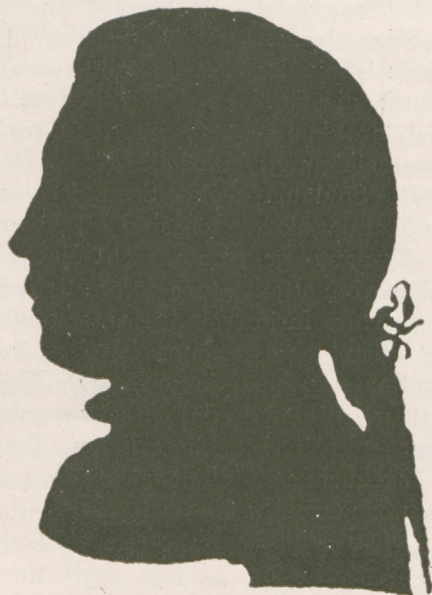
Gräfin de la Roche, sich der Gefährdeten anzunehmen, scheidet an Mariens innerer Haltlosigkeit. Sie flieht aus dem Hause der Gräfin, reist zu Desportes, den sie noch liebt, aber dieser zynische Offizier hat seinem Diener den Auftrag gegeben, das Mädchen selbst zu empfangen und lässt sich nicht mehr blicken. Marie, in einer fremden Stadt, im äussersten Elend, sinkt zur Soldatendirne herab, und in diesem Zustand trifft sie ihr Vater, der sie nach langem Suchen schliesslich findet und mit sich nimmt. Stolzius, untröstlich über das Elend, das hier ein adeliger Verführer angerichtet hat, ver-

giftet in Wut und Verzweiflung den Baron und sich selbst, ein furchtbarer Rächer der Ehre seiner früheren Braut.

Dieses Schauspiel hat alle Wesenszüge der Sturm- und Drangdramatik. Das Problem des Standesunterschieds, ein Lieblingsproblem des Sturmes und Dranges seit dem Erscheinen von Rousseaus «Nouvelle Héloïse», steht im Mittelpunkt. Im Gegensatz zum klassischen Drama Lessings oder Voltaires mit seiner Berechenbarkeit der Menschentypen bringt es unberechenbare Menschen auf die Bühne, leidenschaftliche Menschen, schwache Charakteristiken zugunsten einer grösseren

Lebensfülle. Statt Handlungszeichnung gibt Lenz Lebenszeichnung; die dramaturgische Technik ist die des schönen Raritätenkastens: eine bunte Szenenfolge, auf einer Seite manchmal dreimaliger Szenenwechsel, wobei Komisches und Tragisches nicht nur nebeneinander herläuft, sondern ineinander übergeht. In derben, realistischen Farben wird gemalt, es wird geflucht, gerauft, was das Zeug hält, um die Illusion des wahren Lebens zu geben.

Allerdings bringt Lenz die ästhetischen Grundprinzipien des neuen Dramas mit einer starken persönlichen Note. Er versucht, eine eigenartige Mischung herzustellen, die Theorien der Sturm- und Drangdramatik zu verschmelzen mit den wesentlichsten dramaturgischen Forderungen Diderots und des «drame bourgeois». Aus des Aesthetikers



*Jakob Michael Raupold
Lenz*

Mercier «Nouvel Essai sur le théâtre», der damals erschienen war, holte er sich ganz entscheidende Anregungen, und unter diesem Einfluss strebt er nach einer starken moralisierenden Wirkung und bemüht sich, wofür gerade die «Soldaten» zeugen, ganze Stände auf die Bühne zu bringen. Das trennt ihn durchaus vom jungen Goethe, der einen ganz einheitlichen Stil wahrte und alles moralisierende Ranken- oder Beiwerk ablehnte.

Die starke moralisierende Hauptabsicht des Stücks wird ja in allen Teilen sichtbar. In der Rolle des Feldpredigers Eisenhart, der den Offizieren lange Vorträge über ihren Lebenswandel hält, hat sich Lenz selber porträtiert. Seine eigenen Anschauungen über die damalige Ehelosigkeit des Soldatenstandes lässt er nochmals durch die Gräfin de la Roche laut und vernehmlich proklamieren. Gut geraten ist ihm die Charakterzeichnung: Desportes, Mary, das sind lebensvolle Soldatentypen. Stolzius ist sicherlich zu einem Teil das Vorbild zum Brackenburg in Goethes «Egmont» geworden, Vater Wesener hat manche Züge vom alten Miller in Schillers «Kabale und Liebe». Nur Marie Wesener, die Hauptgestalt, weckt bei aller Sicherheit der Zeichnung keine echte Anteilnahme; sie ist als zu oberflächlich und flatterhaft geschildert. Friedrich Hebbel, der die «Soldaten» sehr hoch einschätzte, schrieb einmal in einer Tagebuchnotiz vom 2. Februar 1839: «Dem Lenzschen Schauspiel:

Die Soldaten fehlt zur Vollendung nichts weiter, als die höhere Bedeutung der verführten Marie. Eine grosse erschütternde Idee liegt dem Stück zu Grunde, aber sie wird durch dies gemeine sinnliche Mädchen zu schlecht repräsentiert. Dies Geschöpf taugt nur zur Hure, was zwar nicht den Offizier rechtfertigt, der sie dazu macht, aber doch das Schicksal, welches es geschehen lässt. . . Marie erweckt zwar unser Mitleiden, denn dies ist ein Tribut, den unser Herz dem blossen Leiden, dem Leiden an und für sich bewilligt, aber ihr Unglück bringt keine tragische Rührung in uns hervor, denn wir empfinden zu lebhaft, dass ihr Geschick in keinem Missverhältnis zu ihrer Natur steht.»

Trotz dieser Vorbehalte, wie sie hier Hebbel aufs glücklichste formulierte, sind Lenzens «Soldaten» voll von genialen Einfällen, voll echter dichterischer Kraft. Der lyrische Stimmungsgehalt mancher Szene ist von bezauberndem Reiz. Die Soldaten sind allerdings nur das Werk eines Wegbereiters, nicht eines Vollenders. Sie sind nicht so virtuos geformt wie etwa die Emilia Galotti, aber sie sind wärmer und elementarer empfunden. Die Soldaten bereiten Schillers «Kabale und Liebe» vor, jenes zentrale Werk, in dem die Liebe das Zentrum des Universums ist, und sie weisen auf ein weiteres bürgerliches Trauerspiel: Hebbels Maria Magdalena.

Die Welt in Gold

Der Ginster blüht im neu erwachten Walde,
Und weite Hänge sind mit Gold bestreut.
Noch haben keine freveln Hände
Geplündert diese gelbe Herrlichkeit.

Gleich Schmetterlingen hängen zarte Blüten
Von Tau umblitzt am mütterlichen Zweig.
Ein Heimchen singt, und müde fliegt die Biene
Zurück zum Stand, an duft'ger Beute reich.

Doch neigt der lichte Tag sich schon zu Ende,
Der Maienherrlichkeit mich schauen liess.
Ob ich nicht einen Strauss noch mit mir nehme,
Ein kleines Stück vom Heimatparadies?

Nein, ihr sollt blühen in dem würz'gen Grunde,
In diesem stillen, grünen Tempelraum.
Ich will das ganze Bild in meine Seele trinken
Und damit schmücken dunkler Nächte Traum.

Wenn dann der Sturm an trüben Wintertagen
Wild heulend um den kahlen Giebel faucht:
Ich fürcht' ihn nicht, es blüht mir ja hier drinnen
Noch meine Welt in eitel Gold getaucht.

Th. Münch.

Dr. E. Linckenheld

Eine Würdigung seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit und Arbeitsleistung

Dr. E. Linckenheld ist den Lesern unserer Zeitschrift kein Unbekannter. Seit einem Jahrzehnt hat er als Archäologe erfolgreich mitgearbeitet und so zu ihrem Ansehen in der wissenschaftlichen Welt wesentlich beigetragen. Linckenheld gehört zu den nicht zahlreichen Wissenschaftlern, die ihrem Gelehrtenleben auch dadurch Sinn und Wert zu geben trachten, dass sie mit den Schätzen ihres Wissens unter das «Volk» gehen. Der im letzten Juniheft erschienene Beitrag «Der Donon im Lichte der neuesten Ausgrabungen» brachte unserem Leserkreis die Nachricht von der akademischen Lehrtätigkeit dieses vielverdienten Gelehrten, der seit einigen Monaten neben seiner lizealen Lehrtätigkeit auch als «chargé de cours de préhistoire» an der Strassburger Universität wirkt. Unsere Zeitschrift würde ihre Pflicht verkennen, würde sie nicht auch in äusserlich sichtbarer Weise ihrer Freude und Genugtuung über den ihrem verehrten Mitarbeiter beschiedenen wissenschaftlichen Erfolg Ausdruck verleihen. Mögen diese Zeilen ihn immer daran erinnern, wie treue Glückwünsche zu dieser ehrenvollen Berufung an die Landesuniversität ihn von unserer Zeitschrift aus begleiten! Es ist mir eine liebe Pflicht, bei diesem Anlass das bisherige gelehrte Wirken Linckenhelds, wenn auch nur in grossen Zügen, zu würdigen und so weitere Kreise mit seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit bekannt zu machen.

Emil Linckenheld wurde am 16. Mai 1880 zu Edelingen (Kreis Bolchen) geboren. Er besuchte das bischöfliche Gymnasium zu Montigny und das Lyzeum zu Metz, das er 1902 verliess, um an den Universitäten Strassburg und München deutsche und klassische Philologie zu studieren. Zurzeit wirkt er als Professor am Lycée Fustel de Coulanges in Strassburg, wohin er vom Collège in Saarburg, an welchem er seit 1919 tätig war, versetzt worden ist. In die Saarburger Jahre fallen die Anfänge seiner archäologischen Studien. Mit zähem Fleiss und stahlharter Tatkraft, wie sie nur bei einer festen leiblichen und geistigen Gesundheit möglich ist, hat er sich trotz beruflicher Inanspruchnahme in kurzer Zeit in die lothringische Altertumskunde vollkommen eingearbeitet, und in wenigen Jahren galt er in der gelehrten Welt als ihr gründlicher, wissensreicher Kenner. Ihr Altmeister Keune bezeichnete ihn bereits im Jahre 1929 in einer führenden Fachzeitschrift als «den Träger der wissen-

schaftlichen Altertumsforschung in Lothringen». Schon die ersten archäologischen Arbeiten Linckenhelds zeugen von umfassender Quellenkenntnis und gründlicher Materialbeherrschung. Unbändige Forscherfreude und Lebendigkeit des Geistes sprüht aus ihnen. Die scharfe Erfassung der in Betracht kommenden Probleme fällt bei allen Arbeiten Linckenhelds auf, ihm genügt es nicht, bloss zu forschen und zu graben, ihn drängt es, Vergangenes lebendig zu machen. Die dazu erforderlichen Eigenschaften besitzt er von Haus aus: die Spürkraft, den kritischen Scharfblick, die Kombinationsgabe, die nie erlahmende Begeisterungsfähigkeit, die zu seltener Materialbeherrschung befähigende vortreffliche Gedächtniskraft. Vielleicht kommt man der Eigenart der wissenschaftlichen Persönlichkeit Linckenhelds am nächsten, wenn man Lessings Worte auf ihn anwendet: «Ein anderes ist der Altertumskrämer, ein anderes der Altertumskundige. Jener hat die Scherben, dieser den Geist des Altertums geerbt. Jener denkt nur kaum mit den Augen, dieser sieht auch mit den Gedanken. Ehe jener noch sagt: so war das, weiss dieser schon, ob es so sein kann.»

Linckenhelds archäologische Arbeiten zogen bald die Aufmerksamkeit von führenden Archäologen wie Camille Jullian und Albert Grenier auf sich. Letzterer hat in freundschaftlichster Zusammenarbeit Linckenhelds Weiterentwicklung betreut und gefördert. Die Urteile, die er in der «Bibliographie lorraine» über dessen zahlreiche Arbeiten abgegeben hat, sind durchweg hohen Lobes voll. Aehnlich urteilten auch andere Gelehrte, z. B. Charles Bruneau, Professor der französischen Sprache an der Sorbonne, der über Linckenhelds toponymische Forschungen die anerkennenden Worte schrieb: «Par son admirable compétence et la sûreté de sa méthode aussi que par la pénétration de son esprit, M. L. est un des érudits les plus distingués de la Lorraine». Die wohlverdienten Ehrungen, die Linckenheld zu teil wurden, entsprachen dem reichen Ertrag seines wissenschaftlichen Schaffens und seiner allgemein anerkannten Kompetenz auf dem Gesamtgebiete archäologischer Forschung. So wurde er korrespondierendes Mitglied des Archäologischen Instituts in Deutschland, Membre de l'Institut international d'anthropologie, Membre du Comité des travaux historiques et scientifiques du Ministère de l'Édu-

cation nationale, Lauréat de l'Institut, Correspondant de la Société des Antiquaires de France, Correspondant régional de la commission des monuments historiques du Ministère des Beaux Arts. Als solcher ist er zurzeit mit der Leitung der Grabungen und archäologischen Untersuchungen auf dem Donon, in Plombières und in Luxeuil betraut.

Weit spannte sich der Rahmen von Linckenhelds Forschungsarbeit. Gibt es doch kaum ein Gebiet der Archäologie, dem sein reger und allzeit schaffensfroher Geist nicht neue Erkenntnisse abgerungen hätte. Die Paläontologie, die Wissenschaft von den Versteinerungen, betreffen einige wichtige Arbeiten, zunächst die «Statistique des trouvaillies d'éléphants et de rhinocéros quaternaires en Lorraine» (Bull. de l'Association philomatique d'Alsace et de Lorraine, 1927). Früheren Ansichten entgegen, Lothringen sei äusserst arm an Funden diluvialer Säuger, wurden hier 33 Fundstätten nachgewiesen. Lothringen ist demnach reicher an solchen Funden als die angrenzenden Gebiete. Wo aber der Elefant lebte, kam auch der Mensch fort. Das zeigt die Abhandlung «Téting, nouvelle station du paléolithique inférieur» (Annuaire de la Société d'hist. d'arch. lorr., 1926). Hier hat Linckenheld eine in die allerälteste Periode der Menschheit gehörende Station entdeckt. Damit wurden neue Grundlagen für die Vorgeschichte Ostfrankreichs geschaffen, deren aussergewöhnliche Wichtigkeit Fachgelehrte wie M. Boule, Directeur de l'Institut de Paléontologie humaine, hervorgehoben haben.

Die jüngere Steinzeit, von der am Rhein fünf verschiedene Kulturen nachgewiesen sind, besitzt in Lothringen mehrere Hundert Steinbeile und einige Stationen, die aber bisher noch nicht einer jener fünf Kulturen zugewiesen werden konnten. Das gelang nun Linckenheld am «Schirmerter» bei Kirchnaumen. 50 dort gefundene Steinbeile und andere Ueberreste wurden von ihm untersucht und konnten der Kulturstufe der Bandkeramik zugewiesen werden in zwei Aufsätzen «24 haches néolithiques de Kirchnaumen» und «Le Schirmerter, nouvelle station néolithique» (Bull. de la Société préhist. franç. 1921 und 1932). Kürzlich trat in Terville bei Diedenhofen ein spätneolithisches zylinderförmiges Tonidol zutage, der erste Fund der Glyptik und zugleich das älteste religiöse Dokument Lothringens, das Linckenheld der Periode der Bandkeramik zuwies und als Ausläufer der aus Südosteuropa vordringenden Ackerbaukultur kennzeichnete, welche er als «Pflugkultur» charakterisieren konnte durch den Aufsehen erregenden Nachweis des neolithischen Pfluges in der Abhandlung «Deux

socs de charrue d'Erstein» (Cahiers d'archéologie et d'histoire d'Alsace, 1937).

Zur Bronzezeit-Forschung lieferte Linckenheld mehrere glänzende Beiträge. Ausser Berichten über wichtige Neufunde, die älteste Metallaxt aus Apach und ein Lappenzelt aus Berthelmingen (Bericht XVII der römisch-germanischen Kommission, 1927) gab er 1930 eine Zusammenstellung der Depotfunde der Bronzezeit in Lothringen (Revue anthropologique, 1930), die zu ungeahnten Aufschlüssen führte: es konnten die prähistorischen Handelswege und Handelsbeziehungen erkannt werden. Ausserdem ergab sich die überraschende Tatsache, dass in der Bronzezeit (2000—1000 v. Chr.) unser Land von einem aus Osten (Süddeutschland) kommenden Kulturstrom befruchtet wurde. Das Studium von Bronzesicheln in Lothringen und den östlichen Gegenden (Rheinland, Baden, Württemberg, Bayern) führte zu diesem Schluss. 1932 fand Linckenheld die erste Bronzegussform aus Ton (Bull. de la Société préhist. franç., 1932). Im Laufe dieser Untersuchungen ergab sich die Feststellung, dass die Salzquellen der oberen Seille diese Völkerwelle angezogen haben.

Auch um die Erforschung der Hallstadt- und La Tène-Zeit hat sich Linckenheld bedeutende Verdienste erworben. Er befasste sich eingehend mit dem Mertelproblem und untersuchte es archäologisch in fruchtbringender Weise (Bull. de la Société philomatique d'Alsace et de Lorraine, 1927; Elsassland, 1928). Dann würdigte er die berühmten Vasen von Nieder-Jeutz in ihrer Bedeutung (Cahiers d'archéologie d'Alsace, 1933). Weiterhin klärte er ein schwieriges Problem der keltischen Grabriten auf in «Les caissons funéraires en pierre en Gaule» (Bull. du Musée préhistorique du Finistère, 1929). Auf dem internationalen Archäologen-Kongress in Paris 1931 legte Linckenheld eine glänzende zusammenfassende Arbeit mit durchschlagender Beweisführung vor über «La tombe celtique à la fin de La Tène» (Congrès de Paris, 1931). Als neueste Frucht dieser Studien erschien 1933 in Portugal in der Festschrift für M. Sarmiento eine Abhandlung über «Les origines des Gaulois cisalpins». Ueber Ort und Zeit der frühesten Eisenindustrie unterrichtet ein Aufsatz «Datierbare Eisenluppen» (Bios 1926), über den Handel mit Eisen in vorrömischer Zeit handeln zwei weitere Aufsätze «Die Bronzezeit» und «Die vorrömische Eisenzeit», die beide im Lothringer Familienkalender erschienen sind.

Von tiefer Gelehrsamkeit erfüllt sind die Studien zur gallorömischen Zeit. Wir nennen zunächst die Fundberichte «Sept nouveaux monu-

ments figurés des Médiomatrices» (Annuaire de la Société d'histoire et d'archéologie lorraine, 1928), «Un nouveau rocher sculpté» (Bull. monumental, 1929) mit einer neuen, heute allgemein anerkannten Erklärung der ganzen Denkmälergruppe. Früher dachte man an syrische Einflüsse. Linckenheld verwies aber auf die keltische Sitte, keine Tempel für die Naturgötter zu errichten, sondern sie im Wald, auf Berghöhen und an Quellen zu verehren, und erklärte in diesem Zusammenhang die Entstehung der Felsbilder. Eine kleine Grabung an einer römischen Villa in Gondrexange (Revue hist. lorr., 1932) führte zur Entdeckung von sechs neuen Villen. Da schon fünf bekannt waren, war eine Rekonstruktion der Eigentumsverhältnisse eines grösseren landwirtschaftlichen Komplexes möglich geworden, die zu sehr wichtigen Feststellungen über die Grösse der Betriebe und ihre Bewirtschaftung führte. Ausserdem behandelte Linckenheld im Laufe der Jahre in Fachzeitschriften zahlreiche Kleinfunde (Münzen, Geräte, Keramik, Handwerkszeuge, Waffen u. a.). Gelegentlich entstanden über die Funde auch grössere Arbeiten, z. B. über den Reuberg bei Zinsweiler (Cahiers d'archéologie et d'histoire), über den Merkur vom Heidenköpfel bei Pfalzburg (Revue des Musées), über die grossen Grabungen im Altbachtal bei Trier, über das Trierer Weinmuseum, über ein chirurgisches Instrument römischer Zeit aus Saarburg, über ein Töpfergerät aus der Mosel bei Metz, über einen wichtigen Grabstein in Mainz, lauter Arbeiten, die in der «Revue des Musées» erschienen sind.

Bahnbrechend arbeitete Linckenheld auf dem Gebiete der gallo-römischen Religionsforschung. Die religiöse Ideenwelt unserer heidnischen Vorfahren ist für ihn das Problem der Probleme. So entstand sein Hauptwerk «Les stèles funéraires en forme de maison chez les Médiomatrices et en Gaule (Paris 1927, 160 p.), ausge-

zeichnet durch Tiefe der Forschung und Weite des Blickfeldes, sowie durch die Neuheit der Ergebnisse, die von der internationalen Kritik allgemein anerkannt worden sind. Weil der Verstorbene nach dem Tode weiterlebt und seine Lieben aufsucht, gab man dem Grab die Hausform. Diese lässt sich, oft verdunkelt durch Einflüsse anderer Anschauungen und Kulturen, in allen einstmals von Kelten bewohnten Gegenden erkennen. So zeigte sich dann auch als Ausläufer dieser Entwicklung die Igeler Säule in neuem Lichte, die man vorher mit dem Mausoleum in Halikarnass in Zusammenhang gebracht hatte. Als in Portugal eine zweite «Pedra formosa», ein rätselhafter Block mit samt der ganzen Anlage entdeckt wurde, gab Linckenheld dem Entdecker brieflich eine ausführliche Erklärung des Denkmals. Die von ihm dort aufgestellte These ist heute allein noch übrig geblieben von den sonstigen recht krausen Deutungen. Der Brief ist 1937 in der «Rivista de Guimaraes» in Portugal erschienen. Ein zweiter Aufsatz «Pedras formosas et stèles maisons» (ebenda, 1937) behandelt lichtvoll die Grundfragen



Dr. E. Linckenheld

der beiden Denkmälergruppen.

Die gallo-römische Mythologie betreffen mehrere Arbeiten. «Sucellus et Nantosvelta» (Revue de l'histoire des religions, 1929) greift das schwierigste Kapitel dieses Wissensgebietes auf und bringt es zur Klärung und Lösung. Nach A. Grenier (Bibl. lorr. 1928/30) ist diese Abhandlung «die wertvollste Erscheinung seit langen Jahren auf dem Gesamtgebiet keltischer Religionsforschung». Ueber den Ritus, Götterfiguren ins Grab zu legen, wurde Licht geschaffen durch die Untersuchung «Une déesse-mère du Ballerstein» (Revue des Etudes anciennes, 1929), der Gigantenreiter wurde weiterhin als der höchste Himmelsgott der Kelten erkannt in mehreren glänzenden Studien zur keltischen Mythologie in Lothringen (Annuaire lorrain, 1929 — Elsassland, 1931). So konnten dann auch

die merkwürdigen Formen erklärt werden, unter denen der heidnische Gott in christlicher Zeit weiterlebte (Elsassland, 1929 — Pays lorrain, 1933). Sonnensymbole kommen auf Skulpturen und Töpfereien häufig vor. Man vermutete bisher orientalische Einflüsse. Demgegenüber hat Linckenheld in zwei Arbeiten diese Embleme überzeugend als Ueberbleibsel einheimischer Kultvorstellungen nachgewiesen, zuerst für die Keramik in «Les symboles astraux sur la céramique à la molette de l'époque gallo-romaine» (Bull. des Amis de la Sarre, 1928), dann für die Grabmäler in «Le symbolisme astral des stèles funéraires de l'Illyrie et des Vosges» (Revue celtique, 1929). Weitere Studien zur keltischen Grabmalforschung sind niedergelegt in den «Etudes de mythologie celtique, 1928» und in der «Revue des études anciennes, 1925». Auch eine sehr merkwürdige Grabanlage vom Heidnerschloss bei Dagsburg konnte von Linckenheld als keltisches Grab erwiesen werden (Cahiers d'archéologie d'Alsace, 1931).

Der Donon mit seinen Denkmälern ist in unserer letzten Nummer weiteren Kreisen im Lichte der neuesten Ausgrabungen nahegebracht worden durch eine aufschlussreiche Zusammenschau. Neue wichtige Erkenntnisse ergaben sich bei diesen Grabungen und Untersuchungen auf dem Donon. Der «Gott mit dem Hirschen» wurde hier entdeckt. Seine überragende Bedeutung konnte Linckenheld auf Grund der neuen Lehre von einem Erd- und Totengott, wie sie von ihm in der Schrift «Sucellus und Nantosvelta» aufgestellt worden ist, feststellen. Eine eingehende Untersuchung darüber, verbunden mit einer Darlegung des Götterkultes auf dem Donon, wird demnächst erscheinen.

Weitere wichtige Arbeiten beschäftigen sich mit den «gallo-römischen Grenzen und Wegen». Den ganzen dunklen Komplex hat Linckenheld mit neuer, wirkender Klarheit erfüllt. Nach zehnjährigen Vorarbeiten konnte er für die Erforschung der Grenze zwischen Germania und Belgica gesicherte Grundlagen und Erkenntnisse erzielen in drei Arbeiten: «La limite de la Belgica et de la Germania en Lorraine» (Mémoire de la Société archéologique lorraine, 1931), «Une frontière romaine étudiée sur le terrain» (Revue d'études anciennes, 1932) und «Längs uralter Völkergrenze durch die Nordvogesen» (Elsassland, 1932). Einzelheiten hat Linckenheld schon früher veröffentlicht, so «St. Quirin und Mutterhausen, zwei Waldkapellen» (Elsassland, 1931) und «N. D. de Délivrande au pied du Donon» (Revue historique de Lorraine, 1930). Die in diesen Forschun-

gen angewandte Methode stützt sich nicht nur auf sämtliche Denkmäler (Skulpturen und Inschriften), sondern erweitert die Grundlagen durch Einbeziehung der Toponymie, der kirchlichen und bürgerlichen Organisations- und Besitzverhältnisse, der wirtschaftlichen Faktoren und der Volkskunde, der Märkte, Wallfahrten und lokalen Kulte. Sogar die Botanik ergab wichtige Kriterien. So traten ganz neue Aufschlüsse und Erkenntnisse zutage, z. B. im Herzen Lothringens auf 40 km Länge zwischen Püttlingen und Bolchen der Nachweis einer völlig unbekanntem Römerstrasse.

In die Völkerwanderungszeit fällt ein sonderbarer Bestattungsbrauch, den Linckenheld in seinen Untersuchungen über die Nekropole von Imling-Xonaxange behandelt hat (Bull. archéologique du Ministère, 1929). Bisher kannte man im Elsass und auch in Lothringen keine einzige Siedlung und kein einziges Haus aus fränkisch-alemannischer Zeit. Nun fand man beim Fundamentieren in Barr altes Mauerwerk, das Linckenheld als Grundmauerwerk eines Gebäudes zwischen 600—1000 n. Chr. mit Sicherheit nachweisen konnte (Cahiers d'archéologie et d'histoire d'Alsace, 1935).

Ausser diesen archäologischen Studien und Forschungen fand Linckenheld noch Zeit und Kraft zu bibliographischen und zusammenfassenden Arbeiten. Seit 1928 bespricht er zusammen mit A. Grenier in der «Bibliographie lorraine» sämtliche Erscheinungen, die mit lothringischer Archäologie (vier Departements!) zusammenhängen. Die Jahre 1928—1930 umfassen allein über 200 Erscheinungen. Ausserdem erschienen in rascher Folge seine archäologischen Repertorien Lothringens: Kreis Saarburg 1929, Kreise Forbach und Saargemünd 1932, Kreis Diedenhofen Ost und West 1934, Kreis Bolchen 1933. Kreis Château-Salins ist druckfertig, Kreis Metz-Land in Bearbeitung. Eine grosse Ausgabe wird dann das gesamte archäologische Material vorlegen. Seit 1934 referiert Linckenheld in der Fachzeitschrift «Anthropologie» über alle anthropologischen und prähistorischen Arbeiten, die in deutscher Sprache erscheinen, seit 1934 in der «Bibliographie alsacienne» auch über archäologische Literatur, die das Elsass betrifft. Als Keune der Mitarbeiter an dem seit 1893 im Erscheinen begriffenen Monumentalwerk von Pauly-Wissowa (Realencyclopädie der klassischen Altertumskunde) entsagen musste, sprang Linckenheld in die Bresche und steuerte weit über 50 wertvolle und z. T. sehr umfangreiche Beiträge bei, die sich in diesem grossen Werke, an dem die ersten Fachgelehrten mitarbeiten, in Ehren sehen



E. Kauffmann

Hesse (Lothringen)

lassen können. Eine überaus dankenswerte Darstellung alles dessen, was wir vom römischen Elsass wissen und aus Quellen ermitteln können, bot Linckeheld unter dem Titel «La cité des Triboques» im «Annuaire du Club vosgien», 1935.

Mit der ihm eigenen Arbeitsfreudigkeit und Arbeitskraft hat sich dieser vielseitige Gelehrte auch auf anderen Gebieten eingearbeitet und hat tüchtige Leistungen vollbracht, so vor allem in der Volkskunde, die sich mit der prähistorischen Kultur vielfach berührt. Da sind zunächst Abhandlungen zu nennen wie «St. Quirin et le culte du chêne en Lorraine» (Annuaire du Club vosgien, 1933), «Le Haïlog» (Bull. de la Société du folklore français, 1931), «Les petits mois ou Lostage» (Pays lorrain, 1930), «Pline et le calendrier celtique» (Revue celtique, 1930), «Les pierres à légendes de Lorraine» (Revue de folklore français, 1932). 1936 veröffentlichte Linckeheld eine sehr verdienstvolle und für jeden Volkskundler und Elsassforscher unentbehrliche Gesamtschau der volkskundlichen Literatur der Jahre 1918 bis 1933 (908 Titel!), in systematischer Ordnung aufschlussreich aufgebaut und mit durchdringender Urteilsfähigkeit und reicher Sachkenntnis gewürdigt («Quinze ans de folklore alsacien 1918 à 1933, Colmar 1936). Das Gebiet der Volkskunst betrat er mit mehreren, durch die Neuheit des beigebrachten, wundervollen Materials bestrickenden Arbeiten, in denen die

Herkunft und Entwicklungsgeschichte dieses hierzulande bisher ganz unbeachteten Kunstzweiges klargelegt wird: «Recherches sur les peintures sous verre en Alsace et en Lorraine» (L'art populaire en France, 1934/35), «Glasbilder im Elsass und in Lothringen (Elsassland, 1936), «Hinterglasmaleien im Elsass und in Lothringen» (Stimmen aus Lothringen, 1936).

Dieser knapp gehaltene Ueberblick über das gelehrte Schrifttum Linckehelds dürfte hinreichen, um seine wissenschaftliche Persönlichkeit und Arbeitsleistung zu kennzeichnen. Die Wege, auf denen er neue Erkenntnisse bedeutender Art zu gewinnen verstand, waren schwer zu begehen und sind deshalb wenig begangen worden. Ein gewaltiger Fleiss und zähe Ausdauer waren zu solcher Forschungsarbeit unerlässliche Vorbedingung. Wir bewundern den Erfolg, vor allem das Geistvolle, Lebendige und neues Leben Wirkende in Linckehelds Beschäftigung mit dem Altertum. Solche Arbeit trägt ihren dauernden Wert in sich: sie wird zu Dank und Anerkennung einen jeden verpflichten, der immer die Wege dieses Forschers kreuzen wird; sie trägt aber auch für den Gelehrten selber den schönsten Lohn in sich: die Freude! Und wenn irgend einer, hat Linckeheld das biblische Wort wahrgemacht, dass nichts Besseres ist, denn dass ein Mensch fröhlich sei bei seiner Arbeit.

Dr. Joseph Lefftz

Das Kerbholz

Man hört so oft den Ausspruch: «Der muss etwas auf dem Kerbholz haben», und rückt persönlich und geschäftlich von dem mit dem Kerbholz in Verbindung Gebrachten mehr oder weniger auffällig ab. Wenige aber wissen, worauf diese Redensart eigentlich zurückzuführen ist.

Aus meiner Burschenzeit kann ich mich ganz genau erinnern, wie der Vater, wenn er die Anweisung gab, in die Schmiede zu gehen und einem Pferde ein Hufeisen aufschlagen zu lassen, immer die eindringliche Mahnung dazu setzte: «Vergiss ja das Kerbholz nicht mitzunehmen!» Und wenn man in die Schmiede kam, war sicher die erste Frage des alten Meisters: «Hast du das Kerbholz?»

Mit diesem merkwürdigen Stück aus dem bäuerlichen Mobiliar hatte es nun folgende Bewandnis: Es bestand aus einem grob zugehauenen, kleinen Brett, in dessen einem Ende ein durchgehendes Loch hineingebrannt war. Durch dasselbe wurde eine starke Schnur gezogen, die es ermöglichte, einen Aufhänger zu knüpfen, um das Brettchen an dem Haken bei dem Pferdegeschirr immer aufhängen zu können. Nach der Beschlagarbeit in der Schmiede nahm der Meister das mitgebrachte Holz, spannte es mit einem gleich grossen, in seinem Besitz befindlichen, in den Schraubstock und brannte mittels eines glühend gemachten, eigens diesem Zwecke dienenden Eisens eine tiefe gleichlaufende Rille in die beiden Brettchen. Wurde nur ein altes Hufeisen aufgeschlagen, brachte man die Vertiefungen auf der andern Schmalseite mit einer Baumsäge an.

Bei der Abrechnung am Ende des Jahres brauchte dann nur das Kerbholz in Augenschein genommen zu werden. Die darauf gebrannten und die gesägten Kerben informierten den Bauern unweigerlich über die Höhe seiner Beschlagschuld und sagten dem Schmiedemeister deutlich, was er zu fordern hatte. Diskussionen gab es da nicht. Nach Regelung seines Guthabens hobelte der Schmied einfach die Kerben ab, und die Vermerkungen des neuen Jahres konnten wieder beginnen.

Es ist nicht ersichtlich und kann auch nicht festgestellt werden, wann der Brauch aufkam. Auf jeden Fall muss gesagt sein, dass er sehr gut erdacht war und einem praktischen Sinn der Vorfahren entsprach. Da in der grauen Vorzeit unsere Ahnen sicher keine begeisterten Freunde der Lese- und Schreibkunst waren, darin auch nur wenig unterrichtet wurden, ist es ganz gut möglich, dass sie diesen Weg der untrüglichen Feststellung von Schuld und Forderung viel angenehmer fanden als den des umständlichen Notierens und Schreibens.

Auf jeden Fall stammt das heutige Gerede vom Kerbholz von einem ernsten Tun unserer Voreltern ab, das sicher nicht zu kritisieren ist. Man braucht gar nicht zu denken, das Misstrauen wäre also damals allgemein gewesen; gewiss ist es nicht verbreiteter vorgekommen als heute. Denn sonst würde nicht glosiert werden in unsern Tagen, was damals für selbstverständlich befunden wurde.

Das Kerbholz ist heute ein überlebter Rechtsbrauch, der es aber verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Ernest Schmitt

Ill bie dr Wanzenau

Wo d'Wiede dief im Wasser kneje
Un d'Frösche necke sich im Rohr,
Wo d'Matte schwer wie Sammet leje,
Haimiesle düschle sich ins Ohr, —

Dort rescht sich d'Ill de Silberstaat
Uff d'Wellehochzitt mit-em Rhin.
D'Sunn het ihr Brütstueck schun parad:
E Kränzel, wie üs Sied so fin.

De Wasserstaub spinnt d'Hochzittsschlepp, —
Vun alle Sitte flieje Striss;
De Rhinwald hängt üs gruenem Krepp
An Baim un Hecke Fähnle rüs.

Jetzt hört mer d'Wasserorjle stimme
De Grundbass fer de Brütchoral,
Un jetzt — siehsh Ill un Rhin verschwimme, —
An aanzigs Wasser uewerall.

Mélie Schmitt

Aus einem Sundhauser Doktorbüchlein (1842)

Mitgeteilt von Louis STAHL

1. Für den kalten Brand bey Menschen und Vieh

Es reiten aus drey Heilige zwischen 2 Seen; der erste heisst St. Lucas, der zweite heisst St. Marcus, der 3 heisst St. Johannes. Sie strecken aus ihren Arm, segnen das Gesicht so warm, sie strecken aus ihre Händ, segnen das Gesicht so behend, sie strecken aus all ihre Daumen, sie segnen Sodoma. 3 mal und das Vaterunser. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.

2. Für den Wurm an allen Gliedern, er mag seyn, wo er will

Wurm ich beschwöre dich bey der H. nacht, Wurm ich beschwöre dich bey den 5 Wunden, Wurm ich beschwöre dich bey den heil. drei Nägel Christi, Wurm ich beschwöre dich bey der Kraft Gottes, du seyest gleich grün, blau, weiss, schwarz, oder roth, dass du leigest in dem Finger todt; das sey dir zur Busse gezählt. Dreimal gesprochen und bey jedem der Höchsten Namen darüber wegblasen.

3. Für die Würmer im Leibe

Gott gieng zu Acker auf einem rochen Acker, er thut zu Hand 3 Würm, der erste war schwarz, der, andere war weiss, der dritte war roth, hiermit sind dem N. N. alle Würmer todt. Dreimal.

4. Für den Wurm in einem Glied

Nimm frische Ochsen-galle, mache sie heiss, das Glied darien gestellt, so heiss als man es leiden kann, der Wurm stirbt.

5. Für Grimmen oder Kolik

Ein alter Schurrenschopf (d. h. Scheunenschuppen), ein alter Leibrock, ein Glas voll Rauten-Wein; Bärrutter lass dein Grimmen seyn. Dreimal.

6. Für das Fieber

Nussbaum, ich komm zu dir, nimm die 77gerlei Fieber von mir, ich will dabey verbleiben.

Man muss dieses auf ein Zettelchen schreiben, und vor Sonnenaufgang zu einem Nussbaum gehen, und einen Zasad heraus-schneiden, das Zettelchen hineinlegen und obiges dreimal sprechen, und die Zasad wieder hineinlegen, dass es verwächst.

7. Für das Schweinen in allen Gliedern bei Menschen und Vieh

N. N. du schweinst in deinen Nerven, du schweinst in deinem Blut, N. N. schwein aus dei-

nem Mark, schwein aus deinem Blut, schwein aus deiner Haut, N. N. schwein in das wilde Meer, wo sich weder Menschen noch Vieh vermehren kann. +++

8. Ein anderes für Schweinen

Schenkel, schwein, wie Gott der Vater! Schenkel schwein wie Gott der Sohn, Schenkel schwein wie Gott der h. Geist, Schenkel (oder Arm), schwein als ein Stein. 3mal.

9. Für den Brand

Weich aus, Brand, und ja nicht ein, du seyest kalt oder warm, lass das Brennen seyn; Gott behütte dir N. N. dein Fleisch, dein Blut, dein Mark, dein Bein und alle Aederlein, die sollen vor dem kalten und warmen Brand bewahret seyn. 3mal gesprochen.

10. Eine Brandsalbe

Nimm Kalk, und lösche ihn ab mit wasser, welches den Bach hinunter geschöpft wird. Die Hälfte Wasser und die Hälfte Leinöl, hernach ein Stückchen Bleiweiss klein gestossen, und eine Salbe gemacht.

11. Für das Blut zu stillen

Es sind 3 glückselige Stunden in diese Welt kommen, in der ersten Stund ist Gott geboren, in der andern Stund ist Gott gestorben, in der dritten Stund ist Gott wieder lebendig worden, jetzt nenn ich die 3 glückselige Stunden, und stille der N. N. damit das Gliederwasser und das Blut, dazu heile dessen Schaden und Wunden. +++ 3mal.

12. Für die Geschwulst

Geschwulst, Geschwulst, Geschwulst, ich gebiete dir im Namen Jesu Christ, dass du dem N. N. so wenig schadest, als unserm Herrn Jesu Christ die 3 Nägel geschadet, die ihm die Juden durch Händ und Füß geschlagen. +++ 3mal.

13. Für Auflaufen des Viehes.

Was ich mit meinem rechten Arm umring, dass es nicht verspring, und dreymal mit der rechten Hand über den Rücken hinaus gefahren, +++ dreymal gesprochen.

14. Warzen zu vertreiben.

Nimm Nussblüt, reibe die Warzen damit, sie heilen.

15. Das Blut zu stellen, wenn man nur den Namen weisst

Es liegen drey Rosen unter unsers lieben Herrn Gottes Herz, die erste war die Demuth, die andere die Sanftmuth, die dritte die Keuschheit, o Blut steh bey dem N. N. still, was der libe Gott von dir haben will. +++

16. Vor einen Fluss bey Menschen und bey Vieh

Auch ich beschwöre dich bei Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist, Fluss ich nimm dich, dass du verschwindest und nemest ab, wie der Körper im Grab, und nimmst Tag und Nacht ab, wie der Körper im Grab. +++

Bett ein Vater unser, ein Glauben und hilf, Helfer, hilf in Angst und Noth.

17. Vor das Darmgicht

Darmgicht ich umstreiche dich, Darmgicht ich umgreiffe dich, ich gebiete dir aus diesem Fleisch und aus dem Blut, behüt dich Gott aus Blut und Fleisch, behüte dich Gott der Heilige Geist.

18. Vor das Schweinen bei Menschen und Vieh

Hast du das Schweinen in deinen Gebeinen, zwischen Haut und Fleisch, das helfe dir Gott Vater, Sohn und heiliger Geist, so wenig schwein als Gott der Vater hat geschweint, so wenig schwein als Gott der heilige Geist hat geschweint, die heilige Dreyfaltigkeit hat auch nicht geschweint, das ist vor 77erley Schweinung gut. +++

19. Wenn einem Menschen der Kopf offen steht

So muss man über sich schauen in den Himmel. Ich schau da hinaus, ich schaue in ein Gottes Haus, er schaut mich an, der 3heilige Mann, der 3heilige Mann, der mir mein Hauptweh vertreiben kann. +++

20. Wenn ein Ross reh ist

Gib ihm Eisenkraut auf dem Futter zu fressen, es hilft.

21. Für rehe Ross oder Rindvieh

Nimm ein Hemd oder Leilach von einem Frauenzimmer, welche ihre monatliche Zeit hat, leg selbiges ins frische Wasser, lass dasselbe von dem Wasser trinken.

22. Für das Auflaufen des Viehes

Gieb dem Vieh drei Wurzeln vom Wegbreit zu fressen.

23. Wenn man nicht weisst, was ihm fehlt

Nimm ein halb Loth gestossenen Alaun, thue Salz darunter, gieb es dem Vieh auf einmal ein.

24. Wenn das Vieh übergällig ist

Gieb ihm bei Zeiten Krottenblumen zu fressen.

25. Wenn einer sein Wasser nicht kann laufen lassen

Nimm eine gute Hand voll Hassenhaar, brenne es zu Pulver, knüpfe es in ein Plezle, nimm 3 Handvoll Brunnenkressen, und ein halb Maas Wein, siede das Pulver und Kräuter darinnen, trink den Trank warm.

26. Vor alle Wunden eine Salb zu machen

Nimm Hirsch-Unschlitt, Rinder-Mark, Hünnerfett und Kohlölhl, Baumöl; das alles untereinander gemacht.

27. Vor alle Geschwulst der Brust, ausser oder innerhalb, am Herz oder an der Schaam

Nimm Schellkraut, Leinsamen, Wullenkraut, rothen Bolus, alles untereinander gethan und als Pflaster aufgelegt.

28. Wenn der Mensch das Wasser nicht hebn kann
der nehme 3 Messerspitz voll Eyerschaalen, wo die jungen Hühnlein sind geschleift worden, eingenommen.

29. Wenn ein Ross Würm hat

Nimm Essig und Eyerschaalen, Kaminruss, Pfeffer, alles untereinander gestossen, gebs dem Ross ein, so sterben sie alle.

30. Wenn ein Ross vernagelt ist

Nimm Wegwartknöpf, ungrad, thue sie alle hinein, es hilft.

31. Wenn ein Ross gestochen ist, dass es blutet

Nimm Schmeer und ein heiss Eisen, lass es hinein laufen. +++

32. Das Hauptweh zu heilen

Nimm Merunsaft, den zeuch auf durch die Nasen, so wird dir von Stund an geholfen.

33. Vor das Hinken am Vieh

Mit Gott dem Vater such ich dich, mit Gott dem Sohn find ich dich, mit Gott dem heiligen Geist vertreib ich dich. +++

34. Wenn das Vieh weiche Füsse hat

Nimm für 2 Su Scheidwasser und für 2 Su Brantenwein, 3 oder 4 Eyer, thue es in ein Geschirr und lasse es eine Weile stehen, so kochts von ihm selber, schmiere dem Vieh die Klauen damit, des Tags 2 oder 3 mal.



A. Papst

In der Apotheke

35. Wenn ein Vieh nicht misten kann

Nimm Seifen, schneide sie klein, thue sie in einen Schoppen Milch, mache es warm, schütt es dem Vieh ein so zweimal, es hilft.

36. Dass man einer Kuh die Milch nicht nehmen kann

Wenn eine Kuh gebracht hat, so schieb ihr ein ganzes Ey in den Hals, so kann für selbiges Jahr keine Milch genommen werden.

37. Wieder die Geschwulst der Füße, und Wehe der äusserlichen Theile

Siede die Rinde von Hollunder in wohlgesalzenem Wasser, und bäh die Füße und Schaden, die am Leibe sind, wohl darüber.

38. Wieder die Stulwürmer

Den Saft von Hollunder mit Honig eingegeben, tödtet die Stulwürmer in dem Leib, aber es muss nach der Stärke des Menschen eingenommen werden.

39. Wider die Verstopfung der weiblichen Blumen

Wann den Weibern die monatliche Blume verstopft ist, soll man ihnen den Saft von Hollunder

Rinden durch ein Clystier eingeben; oder die Blätter stossen und warm unter den Nabel legen.

40. Wenn ein Pferd übel hört

Nimm Meerettich und Salz daruntergethan in einem Mörser wohl zerstoßen und den Saft daraus gepresst, dem Pferd in die Ohren gethan, es ist auch gut für Menschen.

41. Einen schwermütigen Menschen wieder fröhlich zu machen, welches vom Geblüt herrührt

Storkenschnabel, Boley und Rauten eines so viel als das andere zu Pulver gemacht, einem solchen Menschen alle Tage ein Löffel voll eingeben, stärket ihn und wird wieder freudig.

42. Wann ein Stück Vieh den Wurm am Fuss hat

Nimm Kupferwasser und brenne es auf einem Ziegel und streiche es in die Wunden, so heilet es.

43. Vor starken Husten, welcher von den Nieren herkommt

Nimm Speck und Knoblauch unter einander vergehen lassen und hinten um die Weiche, wo die Nieren liegen, warm geschmiert, 3 oder 4mal vor dem Ofen.

44. Vor Fell in den Augen, bey einem Pferd

Nimm grün Wegwarten-Wurzel dem Pferd auf dem Futter 14 Tag lang zu fressen geben, es vergeht.

45. Wann ein Vieh in einen Nagel getreten

Nimm Spiesglas, Butter, untereinander gethan und in die Wund geschmieret, in 2mal 24 Stunden i t ihm geholten.

46. Blutstellung

In einem gestochenen oder gehauenen Schaden ist eine bewährte Blutstellung ein wenig Terpentinöl, etwa 30 oder 40 Tropfen warm in den Schaden träufeln lassen.

47. Eine gute Augensalbe

Vitriol einer Erbs gross mit fließendem Wasser in ein Gläslein gethan, Morgens und Abends in die Augen gestreut.

48. Wann ein Ross nicht fressen mag

Die Zähne mit Pfeffer und Knoblauch wohl gerieben, so frisst es wieder, ist gut.

49. Wann ein Mensch Blut harnet

Nimm 3 Löffel voll Baumöl, sied's in einem Kächele voll guten Weins, trink es 3 Tag, es soll gewiss helfen.

Oder sied Wachholderbeer in Wasser, giebs dem Kranken etliche Tage Morgens und Abends zu trinken, hilft gewiss.

50. Einen Dorn oder Schiefer auszuziehen

Nimm Rohrwurzel, gestossen mit Honig, zu einem Pulver gemacht und darüber gelegt, es zeucht heraus und hilft.

51. Vor das Rücken und Lendenweh

Nimm die Wurzel von Wollenkraut, stoss es rein zu Pulver, legs in Wein, und lass es 24 Stunden daran stehen, darnach seihe den Wein, und trink 1 1/2 Loth auf einmal davon, so wird dich das Lenden und Ruckenweh nimmer ankommen.

52. Für den Magenkrampf

Nimm eine Hand voll Hegenbuzen, siede sie in einem Schoppen Wasser weich, und trinke den Thee davon; oder koche sie unter Zwetschgen, und iss sie, und wiederhole es öfters.

53. Mittel gegen die Flöhe

Um alle Flöhe, welche sich in einem Hause befinden, auf einen Haufen zubringen, beschmiere

man einen Sack mit Fuchs- oder Igelgeschmalz; so setzen sie sich alle daran.

Oder man setze Bockblut oder Igelblut in einer Schüssel neben das Bett, so sammeln sich darin sämtliche Flöhe. Dasselbe thut Eselsmilch; ferner Bockstal, womit man irgend etwas beschmiert und dasselbe unter das Bett setzt.

Oder man siede Wolfsschotten und Wermuth in Wasser, besprenge die Gemächer im Hause damit, so verlieren sich alle Flöhe. Dasselbe thut auch Kolloquinten, Pfirsich-Laub, Eisenkraut oder Koriander in Wasser gesotten.

54. Mittel wieder die Kopfläuse

Man brenne Stechas-Kraut zu Asche, mache Lauge daraus und wasche sich damit den Kopf; so sterben alle Läuse und Nisse. Auch kann man Tabak in Bier oder Brantwein einige Zeit liegen lassen und sich dann vermittels eine Bürste damit streichen.

55. Wieder die sogenannten Gerstenkörner in den Augenliedern

Man beschmiere das Gerstenkorn nur alle Morgen drei Mal mit nüchternem Speichel, so wird es davon verzehrt.

56. Wenn eine Kuh sich nicht säubern will

Wenn eine Kuh sich nach dem Kalb nicht säubern will, so gieb ihr Haselwurzeln.

57. Ein Mittel wieder das Fieber

Schnitte einer Katze ins Ohr, lass 3 Tropfen Bluts in Brantwein fallen, werf ein wenig Pfeffer darin, und gib dem Patienten zu trinken.

58. Wenn einem Vieh der Nuss genommen ist, eingeben

DF W S H H D E S S Z Azeo
W V T B T D V J 17F9
W J X S V +++

59. Wenn ein Mensch die schwere Krankheit hat

Die Milch von einer jungen Schweins-Mutter eingenommen, die das erste mal Junge geworfen hat, es hilft.

60. Für Sommer-Flecken

Wenn die Menschen Sommerfleckicht sind, fang den Thau auf, der auf dem Waizen liegt, mische Rosenwasser und weiss Lilien-Oel darunter, mit dem Wasser wasch dich, das macht auch ein schön hell Gesicht, vertreibt auch die Pocken.



A. Fischer

Das Wurmser Schloss von Sundhausen

61. Für die Schwindsucht

Nimm Lungenkraut und Leberkraut, reibe es, thue es an Jungfernhonig, geiss ein wenig Wein darein, lass es bei dem Feuer bregeln, Morgens und Abends einen Messerspitz voll davon eingenommen, es hilft.

61. Für Glieder-Reisen

Wenn ein Mensch das Reisen in Gliedern hat, und die laufende Gicht, und ist gar verkrümmt; fass in ein Säcklein einen Ameisenhaufen, koch ihn wohl und schlag in ganz warm über, die Glieder schmier auch mit Regen-Wurm-Oel.

63. Für das Zipperlein oder Podagra

Wenn jemand bei sich spüret, er bekommt das Zipperlein, der fass einen Ameisen-Haufen in ein Säcklein, koch ihn und schlage ihn ganz heiss über, so verschreckst du das Podagram.

64. Ein gewisses Stück, dass dir keine Hexe in den Stall kommt

Nimm weiss Oelfenböthen Holz, mache Zapfen

und schlage es in alle Thüren oder Schwollen, so kann keine Hexe hinein, und wenn eine Hexe im Haus ist, so kann sie nicht hinaus.

65. Engbrüstigkeit

Wann ein Mensch engbrüstig ist und hat einen schweren Athem, kauf in der Apotheke Morsel Millefeyl, des Morgens davon gegessen.

Nimm Häuternesseln, schneid sie klein, giess Brantwein daran, thue auch Rosen daran, Morgens und Abends davon eingenommen.

66. Wieder die röde Ruhr

Ist der damit behaftete Mensch schon alt, so gebe man ihm nur ein Paar Löffel voll frischen ausgelassenen Speck, ohne die Grieben, bei jungen Leuten ist an einem Löffel voll genug. —

Oder man netzt ein rothes wollenes Tuch stark in dem Blute eines im Merz getödteten Hasen und lässt es trocknen. Von diesem Tuch legt man ein Stückchen in rothen Wein und lässt den Kranken davon trinken.

67. Wieder Krämpfe und den Blutgang

Wer hiervon befreit bleiben will, trage nur von der Wurzel des gelben Schwertels etwas bei sich.

68. Wieder den kalten Brand

Wenn der kalte Brand bei einer Wunde oder sonst einzutreten droht, so ist folgendes ein gewisses Mittel, ihn zu löschen. Man fängt in einem leinenen Tuch die monatliche Reinigung eines Weibes auf und lässt es trocknen; hierauf netzt man es mit Nachtschatten- und Dornrosen-Wasser, schlägt es über den Schaden und wiederholt dieses, wenn es trocken geworden ist.

69. Wieder das Aufsteigen der Mutter

Hier braucht das Frauenzimmer nur grosse Klettenblätter in die Strimpfe zu thun, dass sie mit blossen Füßen darauf geht.

70. Wieder die Würmer

Man muss sich nach einem Ort umsehen, wo sich Molche in grosser Zahl aufhalten und sonderlich darauf achtgeben, welchen Weg sie nehmen, wenn sie nach dem Regen kriechen. In diesen legt man einen Gürtel, sodass sie darüber kriechen müssen. Bindet man darauf den Gürtel einem Menschen oder auch einem Vieh, welches von Würmern geplagt wird, um den Leib, so bleibt kein Wurm bei ihm.

71. Eine Blutstellung

Nimm Täschelkraut mit samt der Wurzel, machs zu Pulver, und streue es in die Wunden.

72. Für den Schlaf

Nimm Muskatenoel und Rosensalbe, eines so viel als das andere, rühre wohl durcheinander, salb alsdann wohl damit die beiden Schläfe, das Genick, die Naslöcher, an den beiden Armen die Pulse und die Sohlen an den Füßen. Dieses thue etliche Tage nacheinander, wenn du zu Bett willst gehen, bringt natürlichen Schlaf.

73. Den grossen Durst und die innerliche Hitze zu löschen

Nimm ein Quentchen weissen gestossenen Augstein, unter ein Mass frisch Wasser gemengt und so lang unter einander geschüttelt, bis das Wasser weiss wird. Soll es süß sein, kann man Zucker daran thun. Bey der Mahlzeit und den Tag hindurch davon trinken.

74. Wenn ein Vieh das Wasser nicht kann laufen lassen

Nimm Eisen-Kraut-Wasser für ein Su
Juden-Kirschen für ein Su.

Wenn das nicht helfen will, no nimm Drachen-Blut für ein Su und giebs ihm ein.

75. Ein Gewächs zu vertreiben

Nimm für 2 kr Eibes-Salben, 2 kr Zillo, für 2 kr Brennschmalz, für 2 kr Lohröl, mache eine Salbe daraus, streichs auf ein Lümplein und legs auf.



R. Küven

Im krummen Elsass

Berner Schützenfahrt ins Elsass

Von E. Stricker

Weit über die Vereinsausflüge und gegenseitigen Vereinsbesuche an den Sonntagen, aber auch über die üblich gewordenen Gesellschaftsfahrten oder wissenschaftlichen, politischen, berufsgenossenschaftlichen Zusammenkünfte der Neuzeit gehen die mittelalterlichen Schützenfahrten. Am bekanntesten und am meisten besungen ist die Fahrt der Züricher nach Strassburg vom Jahre 1576. Als Ausweis für ihren Schnelligkeitsrekord brachten sie den Topf heissen Hirsebrei mit; am Strassburger Guldenturm wurde er aus der Kochkiste gehoben.

Nicht besungen, darum auch wenig bekannt, jetzt aber in Berner Urkunden neu entdeckt ist eine andere Schützenfahrt, welche die Berner im Jahre 1565 nach Strassburg unternommen haben. Sie führten keinen Hirsebrei mit, stellten auch keinen Schnelligkeitsrekord auf, sondern befolgten den Berner Grundsatz: «Numme nüd g'schprengt!»

Die Teilnehmerliste ist uns getreulich überliefert und auch der Name des «Obmanns» ist uns bekannt, den sich die Schützengesellschaft von den «gnädigen Herren des Rats» erbeten hatte. Es ist der «Edel Vest Albrächt von Erlach, der in allen notwendigen und fürfallenden Sachen den Schützen komlich und beholfen were». Von den Namen der 17 Schützen führen wir nur die an, die uns charakteristisch dünken: Hans Herpott, Hans Solathurmann, Hans Stucki, Niklaus Rietwil, die Brüder Strytt.

Wie gesagt, man liess sich Zeit und man liess keine causa bibendi, keine Gelegenheit zum Trunk, vorübergehen. Zuerst in Solothurn, wo «die lieb Eydgenossen und Mithbürger uff das morgenbrott den win mit acht kannen schänkten und witer vil guots getan und bewyssen haben mit worten und wärcken». Nach dieser Frühstückspause konnte es weiter gehen über Balstal und Liestal nach Basel. Der «Wilde Mann» nahm die Schützen auf, und die Zünfte stifteten vier Kannen «Erenwin». Züricher und Basler Schützen stiessen zu den Bernern, und ein Schiff wurde bestiegen, das die vereinigten Schützenbrüder den Rhein hinunterbrachte, bis die Nacht hereinbrach und in Breisach halt gebot. Der Durst, den man nicht vorzeitig mit Rheinwasser löschen wollte, hob man für den Breisacher Ehrenwein auf, der denn auch nicht ausblieb. In der Nähe liegt der Kaiserstuhl, er kocht auf seinem vulkanischen Lavagestein einen feurigen Tropfen.

Am andern Tag war's ein kleines, bis sie Strassburg erreichten; das Strassburg, das eben in jener Zeit den Beinamen «die wunderschöne Stadt» erhielt; das Strassburg, in dem damals noch die Politik des Reiches ausgemacht wurde; das Strassburg, das Erasmus von Rotterdam die annehmlichste aller Republiken genannt hatte. Was war Bern, was waren die Schweizer Städte dagegen! Das Herz mag den Schweizer Schützen lauter geklopft haben, als sie an der Rheinbrücke ihr Fahrzeug verliessen und die «grüsliche Freude» der Strassburger über ihre Ankunft erleben durften. Wie sich's gehört, gingen die vereinigten Musikbanden dem sich bildenden Zug vorauf «mit guoter bürgerlicher Zucht und den Spillüten von Zürich, Bern und Basel vorus». Durchs Metzgerdor marschierte man in den Metzgergiessen. Dort irgendwo mag das Gasthaus «zum Ochsen» gelegen haben. Im «Ochsen» ward «gemeinlich inkert».

Hernach aber verfügte man sich alsobald auf den Schiessplatz, wo schon 120 Mass Ehrenwein auf die Gäste warteten. Nicht genug damit, «eine fromme Oberkeit» setzte ihnen eine «fürstliche Mahlzeit für», zu der jeder Schütze, «er sige frömbd oder heimbsch, gantz fründlich . . . berufft und geladen wurde». Die Schweizer wurden inne, dass Strassburg eine «Herberge der Gerechtigkeit» und die Elsässer nahrhafte Leute waren. Aber schliesslich waren sie doch zum Schiessen da. Und es wurde geschossen. Wie das Essen und Trinken, so war auch das Schiessen wohl organisiert. Auf den Wällen, Basteien und Türmen war das berühmte Strassburger Geschütz, die Haken- und Stückbüchsen aufgelegt. Daran mochten die Schützen ihre Künste zeigen. Wie viel Punkte die Einzelnen und die städtischen Gesamtgenossenschaften erzielten, davon meldet der Sportsbericht nichts. Wir können uns aber vorstellen, dass die Tradition der Meisterschaft eines Tellschusses noch fortlebte und dass die bis heute schiesskundigen Berner in nichts zurückstanden.

Das ging einige Tage so fort. Weil aber auch in Strassburg nichts schwerer zu ertragen ist als eine Reihe guter Tage, so musste an die Heimkehr gedacht werden. Dankreden wurden gewechselt, und den Schweizer Spielleuten wurden vier Reichstaler geschenkt. Darob wurde das Kalbsfell doppelt so stark bearbeitet, als man zum Metzgerdor hinauszog. Die Fahnen mit dem Berner Mutz und



Photo E. Haller

Rheinbrücke bei Breisach (geöffnet)

dem Basler Stab grüssten ein letztes Mal, und die Colmarer Strasse wurde unter die Füsse genommen. In Colmar und Ensisheim liess man sich nicht mehr halten. Jenes war freie Reichsstadt, dieses österreichisch, und was österreichisch war, das liebte kein rechter Schweizer. Da war aber ihre eigene Bundesstadt, die schon über 50 Jahre zur Eidgenossenschaft gehörte, Mülhausen. An einem Sonntagmorgen kam man an und wurde von Freundschiessen, Schultheiss und Rat empfangen. «Jederorts schützen wurden in ein bsunder wirtzhuss gelossieret» (loschiert). Zwei Tage dauerte die Freude; nicht nur, dass sie die Schweizer nichts kostete, es wurde ihnen auch noch 14 Taler geschenkt, und die Mülhauser erboten sich, ihren «Reiskasten in ihren Kosten bis gen Basel zu führen».

Das geschah denn auch. Auch in Basel wurde zu den Freundschiessen «khein bulfer g'spart», und obendrein wurden den Schützen ein «silbrin Bächer», 6 Ellen Damast und einige Wämser zu heimatlichen Schiessprämien geschenkt. Dazu kamen in Solothurn noch ein Becher und 6 Paar Hosen. Die Fahrt hatte sich gelohnt.

Der Rat zu Bern schickte an alle gastfreien Städte Dankschreiben. Strassburg mochte es ihnen besonders angetan haben. Da musste schon etwas Besonderes geschehen. Und es geschah. Als «schlechte (schlichte, geringe) Vereerung für die Wohlhaltung» der Berner Schützen sandte der Rat von Bern durch seinen Bürger Ulrich Dietrich an die Stadt Strassburg einen Ankenballen von 12 Zentnern. Das langte zu einem geschmälzten Imbs.

Nacht im Dorf

Wie hat die Nacht
Dich still gemacht,
Mein Dörflein, du.
Deine Gassen
Stehn verlassen,
Nur der Bach rauscht immerzu.

Nachtwind schaukelt in den Bäumen,
Gärten füllen sich mit Träumen,
Mondverschüttet raunt das Feld.
In den Halmen geigt die Grille,
Eine Uhr schlägt in die Stille — —
Ach, wie ferne ist die Welt!

Mélie Schmitt

Eine Galgengeschichte aus Isenheim

Von Ernest With

Im Mittelalter vollzog man die Todesstrafe meist am Galgen. Das Halsgericht fehlte in keiner grössten Ortschaft und war mit seinen baumelnden Skeletten ein abschreckendes Mahnzeichen. Nur Gebweiler besass kein Blutgerüst. Nicht etwa weil die Bürger des Städtchens bräuer waren als die Isenheimer, sondern weil sie für gewöhnlich die Verurteilten nach Ensisheim zur Hinrichtung schickten.

Man weiss nicht, welche sonderbare Idee den Gebweilern durch das Gehirn huschte. Es war anno 1568. Ein gewisser Heinrich Wandloff aus Tattenried, dem heutigen Delle, das zu Murbach gehörte, wurde wegen Teufelsspuk zum Tod verurteilt. Wollten sich etwa Gebweilers Bewohner am schaudervollen Tod des Unglücklichen weiden, oder war ihnen diesmal der Weg zur Obervogtei Ensisheim zu weit? Kurzer Hand wurde ein neuer Galgen aufgeschlagen «auf dem Grün» unweit der St. Klausenkapelle.

Anscheinend hatten sich die Zimmerleute auf Isenheimer Boden verirrt; denn ohne Verzögerung sandten die Isenheimer Bürger den Dorfweibel Ursan Munsch mit noch anderen Männern nach Gebweiler, um Protest zu erheben wegen Verletzung des Bannrechtes. Lorentz Metzger, Vogt zu Gebweiler, widersprach und verteidigte energisch die Rechte der Stadt. Der Isenheimer Schultheiss intervenierte in der österreichischen Kanzlei zu Ensisheim, während die erbosten Bürger, ohne irgendwelchen Bescheid abzuwarten, hingingen und den Galgen umlegten. Damit fing ein Rechtshandel an, der ungelöst im Dreissigjährigen Krieg erstickte. Die Ensisheimer Regierung suchte Isenheim als österreichische Vogtei zu decken. Am 5. April 1568 wurden der murbachische Vogt Jakob Wetzler und Hans Jakob Guten in Ensisheim vorstellig, um das voreilige Handeln der Isenheimer und Osteiner Galgenstürmer zu melden und im Namen des Abtes Rudolf Stör von Störenburg die Wiederherstellung des Blutgerichts auf Kosten Isenheims zu fordern. Dann erst konnte der Rechtsweg eingeschlagen werden. Man vertröstete die Abgesandten mit dem Bescheid, bei höheren Instanzen Rat einzuholen, um schnell und billig den Rechtsstreit zu schlichten.

Der ganze Sommer verstrich. Endlich nach Allerheiligen traf ein langes Schreiben an die Adresse des Hochw. Herrn Fürstabtes von Ensisheim ein. Die Antwort enthielt eine Entschuldigung über die lange Verzögerung des Rescriptes und eine Verteidigung der Isenheimer. Diese waren nämlich der

Ueberzeugung, dass Bannrechte verletzt worden seien durch Aufstellung des Galgens; sie waren erbost über die ablehnende Haltung des Gebweiler Magistrates und hatten dann, um ihrem Recht Anerkennung zu verschaffen, einfach das Gestell umgelegt. Die Isenheimer Bürger und Magistrates beriefen sich aber in dieser Angelegenheit auf die Tatsache, dass Gebweiler noch nie einen Galgen besessen hätte, sondern die dem Tod Ueberantworteten an Ensisheim auslieferte. Weiter sei auch in Betracht zu ziehen, dass jener Galgenplatz nicht nur Isenheimer Boden, ja sogar österreichisches Gebiet sei. Ein Beweis dafür sei die Tatsache, dass die Isenheimer ihre Bannprozession auf der alten Landstrasse oberhalb der St. Nikolauskapelle halten. Auch besitzen sie ein Recht zum Holzen auf jener Strasse und im angrenzenden Hurst. Und wenn sich Gebweiler Bürger unterfangen, Holz aufzulesen, ergreifen sie beim Herannahen der Isenheimer Bannwarte die Flucht oder holzen in der Dunkelheit. Alte Rechte selbst ohne Rechtstitel seien doch anzuerkennen, meinten sie. Wie wollen Gebweilers Bürger beweisen, dass ihr Galgen an besagter Stelle gestanden hätte? Aber Isenheims und Osteins Uebelthäter mussten da in unmittelbarer Nähe des St. Klausenkirchleins am Galgen ihre Verbrechen sühnen. Alle diese Gründe mögen genügen, um von einer Bestrafung der Isenheimer abzusehen und die Forderung zurückzuziehen, den Galgen auf Kosten der Dörfer aufzurichten. Die Argumentation der Isenheimer Verteidigung wäre zu leicht gewesen, wenn sich nicht eine geheime Absicht in die ganze Galgengeschichte eingeschlichen hätte. Isenheim gelüstete es nämlich, seine Banngrenzen hinauszuschieben bis über das Gut des Kapellchens hinweg, ohne dafür mit Urkunden und Rechtsbriefen aufwarten zu können.

Des Abtes Gegenantwort liess nicht lange auf sich warten. Er griff jeden Punkt auf, um ihn zu widerlegen. Von einer Gebietsverletzung der Gebweilerer könne nicht die Rede sein. Eher das Gegenteil sei der Fall. Durch den Bannumgang der Isenheimer auf der besagten Strasse werde weder Isenheimer Gebiet umkreist, noch betreten. Denn die Strasse liege nicht auf Isenheimer Boden, sondern auf murbachischem Gebiet. Der Zoll, den die Herren von Hattstatt dort erheben, sei ein Lehen vom hl. römischen Reich und werde eingezogen sowohl auf murbachischem wie auch auf österreichischem Gebiet.

Wenn nun die Isenheimer die Landstrasse zu ihrem Bannumritt benützten, so geschähe das deswegen, weil sie keinen andern Weg haben. Es sei ein unbegreiflicher Irrtum, zu behaupten, dass mit dieser Strasse auch die Grenzlinie des Isenheimer Bannes zusammenfalle, zumal noch vor der Strasse das Betschanlehen mit der St. Niklauskapelle samt Aeckern, Wiesen und Hurst liegt, welches doch Eigentum der Abtei Murbach sei. Was das Holz sammeln betreffe, heisst es weiter, so wären es immer die Isenheimer, die Reissaus nähmen, wen sich die Gebweiler Feldpolizei auf der Bildfläche zeigte, ein Zeichen, dass sie nicht mit gutem Gewissen handelten.

Es ist wahr, dass Gebweiler die Verbrecher stets an Ensisheim auslieferte, aber nicht etwa deswegen, weil Murbach nicht das Galgenrecht besass. Kraft der Regalien war von jeher die Abtei im Besitz des Halsgerichts, aber aus besonderen Rücksichten wollte man vermeiden, auf Murbacher Boden Blut zu vergiessen. Aber im vorliegenden Fall hatte es Eile. Der verurteilte Heinrich Wandloff sollte andern Tags gleich dem Henker überliefert werden.

Der Abt starb. Aber sein Nachfolger Ulrich von Raittnau setzte die Verhandlungen fort. Ein Schreiben vom Junker Christoph von Ramstein, Vogt zu Isenheim, datiert vom 15. Juni 1577, machte dem Abt folgenden Vorschlag: Einsetzung einer Kom-

mission, bestehend aus einem Edelmann, einem Rechtsgelehrten und zwei Bauersmännern, die jede Partei ernennen sollte. Endlich am 21. Januar 1579 kam man einen Schritt vorwärts. Der Vogt zu Isenheim ernannte seinerseits als Kommissionsmitglieder: den Edelknecht Sebastian Truchsess von Rheinfelden, den Advokaten Jakob Rebstock, Kanzler zu Basel, und als Bauern den alten Meyer aus Wittelsheim und den Schultheiss von Orschweier. Das Murbacher Kapitel schlug vor den Herrn von Proffers, Oberamtmann von Rufach, Doktor David Schmidlin aus Freiburg, Martin Krieglin, Schultheiss von Sulz matt und Hans Schmidt, Ratsherrn von Rufach. Dieses Schiedsrichterkollegium hat scheinbar nie funktioniert. Von einer Expertise und Gegenexpertise erfuhr die Nachwelt nie ein Wort. In einem Brief vom 25. April 1600 bittet der Isenheimer Amtmann Jakob Schmielin von Balschweiler die Regierung in Ensisheim, jeden Kompromis fallen zu lassen, weil der Präceptor des Antoniterklosters im Besitz von Urkunden sei, welche die Rechte Isenheims stützen. Aber auch mit diesen Rechtsbriefen war der Sache der Isenheimer nicht gedient.

Der Dreissigjährige Krieg fegte dann über das Land und begrub die Galgengeschichte und regelte den Rechtshandel sogar ohne Schiedsrichter.



Phot. G. Meyer

Truttenhausen

Sommernacht

Aus dem Zyklus «Das Jahr der Liebe» von Paul M. Pfister

In der Mittelstadt trübt ein russiger Fabrikbau das Bild des Sommers. Drin rumort es von Spulen und Webstühlen, das klappert regelmässig wie mit Maschinen. Und doch sind es Menschen, die arbeiten, aber man hört, dass sie dennoch müde sind und dass die Hitze auf ihnen lastet. Sie sind eingesperrt in die stickigen Räume, und aus Fensterchen strömt etwas heraus und, wenn man hinsieht, zittert die Luft. Sie müssen arg heiss haben drin. Man bedauert sie manchmal, da man von ihnen spricht, aber man lässt sie schuffen und schwitzen. Auf den Strassen scheint der Verkehr zu stocken; nur wer muss, wagt sich hinaus. Es ist alles weiss von der Sonne, die hinbrennt. Ein grelles Licht, es scheint, das wisse überhaupt nicht mehr wohin, so voll ist alles davon. Es liegt überall und weicht nicht, selbst die Häuser werfen keinen Schatten, denn Mittag ist es und Hochsommer und eine grosse Wärme. In den Fabriken der Unter- und der Oberstadt ist es auch so, man spürt, dass sie drin leiden, und niemand hilft ihnen, es sind halt Arbeiter.

So geht es schon drei Wochen. Sie glauben, sie könnten's nicht mehr aushalten, aber sie machen weiter. Man muss schliesslich im Sommer auch essen. Noch ist die Nacht fern, doch Feierabend ist es. Aus breiten Toren giesst es die Leute heraus auf die Strassen, Männer und Frauen, alle haben ungeordnetes Haar vom Schwitzen, und ihre Häse sind offen, rot und feucht, sie rufen nach Luft. Gott sei Dank, dass es vorbei ist, aber morgen geht es ja wieder los. Vielleicht gibt es über Nacht ein Gewitter. Das würde abkühlen, und die Gärten, die Matten und die Kartoffeln hätten's auch nötig.

Ueber Nacht kommt zwar kein Gewitter. Aber droben winken die Berge. Wenn man dorthin könnte, da muss es doch luftiger sein. Bei solchem Wetter müsste man frei kriegen, ins Gebirge wandern, nach Luft schnappen dürfen, man sollte kein Arbeiter sein. Sonderbar, dass sie's alle empfinden. Das würde ihnen so gefallen, faulenzten, durch die Welt stolpern. Wohin käme man denn? Die Herren wissen ja, dass ihre Arbeiter so denken, Männer und Frauen, junge und alte, aber sie sind eben Arbeiter. Allein sie, die Herren, sie ersticken nicht im Sommer, sie geniessen ihn. Die Fabrik läuft ohne sie, sie ruhen sich aus in den Bergen, an der See, man ist nicht umsonst Fabrikherr. Ah! tönt es weltvergessen und schadenfroh und wollüstig aus ihren Kehlen in Wäldern, am Wasser, auf Liegestühlen.

Nicht bloss die Fabrikherren lieben den Sommer, auch andere haben Urlaub, nur die Arbeiter nicht. Jedenfalls ist es schon eine Weile in den Städten ziemlich leer, erst wenn ein Zug in den Bahnhof eingelaufen ist, belebt es sich. Ausflügler kommen, durchziehen die Strassen und verschwinden irgendwo draussen, am Abend oder anderntags kehren sie zurück, dem wegfahrenden Zug zu. Sie haben einen Tag oder eine Nacht dazu im Gebirge verbracht und sind froh, weil die Hitze sie dort nicht getroffen hat.

So geht es schon mehrere Wochen, den ganzen Sommer hindurch. In der Stadt sind Leute, die soviel Zeit haben, dass sie hinaus und hinauf fliehen können. Beim Bahnhof drunten steht in einem Garten abseits ein niedriges, doch geräumiges Haus. Drin verbringt ein Student bei seinen Eltern seine Ferien. Zwei Jahre schon hat ihn sein Hang zum Lernen aus dem Heimatort verschlagen und in die Grosstadt verbannt. Die streckt sich traurig in der Ebene aus und, wenn er dort weilt, sehnt er sich zurück ins kleine Gebirgsstädtchen, träumt sich an die Stellen, wo er als Kind und Jüngling durch Wiesen, Bäume und Felsen streifte, und ist er erst wieder da, so nutzt er die kurzen Tage und eilt hin, unermüdlich und unersättlich, freut sich an der Natur und sammelt Erinnerungen für die langen Monate in der Fremde.

An eben diesem Nachmittag ist ihm die Mutter in der Küche behilflich gewesen, und zusammen haben sie den Rucksack gepackt, mit Essen und Trinken wohlversorgt. Oben darauf hat er gerade noch die Decke geschnallt, und nun zählen sie noch einmal auf, ob ja nichts fehle. Er erklärt ihr den Weg, den er gehen wird, und labt sich im voraus am glücklichen Einleben in das Schöne, dem er begegnen soll, in den Wald, in die Stille, in die Gipfel. Die Mutter lächelt ihm zu, gerührt und voll Bewunderung, und dann erinnert sie sich vielleicht der vergangenen Zeiten, und ihr Auge schweift von dem grossen Kind ab zur Wand des Raumes, aber ihr Blick wird davon nicht begrenzt. Man fühlt, dass er viel weiter zieht, sehr weit in die Ferne.

Es ist nun die Stunde, wo die Arbeiter haufenweise aus den Fabriken hasten, heim zu. Der Student hat es nicht so eingerichtet, im Gegenteil, es stört ihn fast, weil er sich gewissermassen seines Müssigganges und seines leichten Lebens schämt in dieser Hitze. Nachdem er das Elternhaus verlassen, an dessen Gartentür die Mutter noch lange winkt, als ginge er auf eine Reise, ist er zur Weberei gelangt am



Photo L. Bauer

Belchensee

oberen Strassenende. Er wird aufgesaugt von einem Schwarm triefender und übelriechender Menschen. Dies belästigt ihn ein wenig, doch noch mehr der Umstand, dass sie ihn ansehen, ihn kennen und ihn kritisieren. Links zweigt eine Gasse ab, er drängt sich durch die Menge und wird beinahe allein, und dann ist er bald zur Stadt hinaus. Die Gasse wird bereits zum steigenden Weg. Auf den Wiesen, welche die Hügel schmücken, sitzen Frauen und stricken, um sie herum hüpfen Kinder und spielen. Weiter hütet ein Mädchen eine Herde von acht Kühen. Als er sich umdreht, bemerkt er, dass sie ihm nachschaut. Er winkt ihr aus lauter Uebermut, und sie kehrt ihm den Rücken, und da er zum Bauernhaus kommt, hat er sie vergessen. Das liegt am Waldessaum. Jetzt ist er vollends der einzige auf dem Weg, regelmässig wie sein Schritt stösst sein Stock auf die Steine, und das gibt ein eintöniges Läuten. Als er wieder draussen ist, erblickt er die Sonne wieder, die er eine Weile kaum noch geahnt hat. Sie scheint auf die Stadt, die sich unten ausstreckt wie ein Ypsilon, noch widerstrahlt sie sich auf den roten Dächern, und das Grelle tut ihm so weh, dass er flüchtet, abermals in das Dunkel des Forstes. Hoch und gerade ragen die Tannen beiderseits des Weges, in den die Holzfuhrn tiefe Furchen gegraben haben. Er staunt ob solcher Schlankheit, die ihm beinahe neu ist. An einer Lichtung lädt ihn eine Bank

ein, und nach kurzer Rast, wo er an der Feldflasche genippt hat, klettert er fort. Still ist es, nur hie und da schreit ein Vogel durch das Hohle, und der einsame Wanderer schrickt dann jedesmal etwas zusammen. Irgendwo wird einer der Vögel aufgescheucht, er fliegt flatternd auf einen Baum, und daneben erklimmt ein Eichhörnchen einen Stamm. Einmal bleibt der Student noch stehen, um die Stadt zu grüssen. Sie dehnt sich winzig im Tal aus, und er spürt einen Schauer seinen Rücken durchrieseln, dass er schon so weit ist davon und so ruhig oben in den Bergen.

Schmäler und weicher wird der Pfad, der ihn zwischen den Buchen hinführt, die jetzt die Tannen abgelöst haben. Bisweilen dringt bis zu ihm ein Strahl von der Sonne, die drüben gerade noch über die Kuppe schaut. Moos hängt an den dürren Aesten der Bäume, die allmählich bunt durcheinander den Wald bilden. Er weiss, dass er jetzt schon weit oben sein muss. Er holt tapfer aus, um sein Ziel vor der Nacht zu erreichen. Ueberall trennen sich Pfade von dem seinigen, dort leiten Wegweiser den Fremden, aber er beachtet sie nicht, denn er kennt sich aus, er ist schon zuviel Mal hier gegangen. Bloss da er einer Gruppe Holzfäller begegnet, grüsst er und erkundigt sich. Er ist etwas steif vor den einfachen Menschen, aber da er empfindet, dass er zu ihnen sprechen sollte, sagt er es. Sie halten an, sie erklären



Photo G. Meyer

Ampfersbach

ihm, was er zu tun hat, und nachdem sogar ein Gespräch zustande gekommen ist, stapfen sie bergab und er hinauf.

Gestrüpp wechselt nunmehr mit den Bäumen. Ab und zu greift er im Vorbeilaufen nach einer Heidelbeere. Der Pfad ist gerade so breit, dass er einen Fuss vor den anderen setzen kann, das Wandern wird unbequem, aber er spürt die Mühe nicht, nur seinem erhabenen Genuss hingegeben. Und endlich nimmt die Steigung ab, bis sie zum Schluss ganz aufhört. Er schreitet eben fort, fast rennt er, an Steinblöcken stolpert sein Fuss, und in Sträuchern verirrt sich sein Stock. Unentwegt marschiert er, und vor sich, kaum zweitausend Meter, unterscheidet er den kahlen Gipfel. Rechts von sich wird er ein leises Murmeln gewahr, er weiss schon, dass er an der Quelle ist, der einzigen in der Gegend. Schwer lässt er sich in das spärliche Gras fallen, und mit Wollust taucht er die nackten Arme in die frische Flut. Einen letzten Anlauf kostet es, er wagt ihn mutig und jauchzt heil in die klare Luft. Da befindet er sich vor der neuerbauten Schutzhütte. Ein tiefes «Ah!» strömt aus seinem Mund, springt über den kleinen Vorplatz und schlüpft durch die Tür bis ins Innere des Hauses.

Der Student steht da, bewundert und ist glücklich. Mit einer raschen Bewegung hat er den Rucksack abgenommen und auf die Erde gelegt. So allein zu sein, erfüllt ihn mit besonderer Wonne, die sich

zu der anderen gesellt, in der Natur zu leben. Allseits Sträucher, Bäume, Gras, neben ihm die Hütte, oben der Himmel. Abend ist es geworden, die Sonne ist verschwunden hinter den fernen Bergen, die vor seinem Blick sich hintereinander abstufen bis dort hin, wo ein rötlichgrauer Dunst die Ebene verrät. Er jubelt ein lautes Rufen hinaus, aber er steht so hoch droben, dass es nirgends eine Mauer findet zum Widerhall. Gewaltig eilt es zuerst schwebend von ihm weg, schwächt ab und verliert sich stumm in der Unendlichkeit. Es ist alles so mächtig still, bloss der Student ist hier neben der Hütte, über ihm und um ihn ruht der Abend dieses heissen, für die unten so peinvollen Sommertages.

Langsam hebt der Student den Rucksack, und nun betritt er gemächlich das öde Haus. Im Vorraum blickt er sich um, dann geht er über eine zweite Schwelle und ist in der Stube. Da sitzt auf einer Bank am Tisch ein Mädchen. Als er dieses gewahrt, flüstert er «Verzeihung!» Es klingt wie Erstaunen, Ueberraschung und vor allem wie Enttäuschung. Getrübt die Einsamkeit! Fast hätte ihn die unerwartete Erscheinung erschreckt, doch er fasst sich schnell und tröstet sich ebenso geschwind. Dazu hilft ihm der Anblick der schönen, stolzen Gestalt, die vor ihm auf ein Buch gebeugt ist und nur unmerklich den Kopf erhoben hat. «Bitte», hat sie gesagt, und keine Miene hat sich an ihr verändert. Jetzt sind sie einander gegenüber wie Feinde, wie

ein fremder Eroberer vor dem Einheimischen, der, seinen Besitz zu verteidigen, sich vorbereitet. Ernst verweilt sie auf ihrem Sitz, und streng haftet sein Fuss auf dem Boden; zwischen ihnen der Tisch wie ein Wall. Als möchten sie aufeinanderstürzen, um sich zu zerfleischen in hartem Kampf, starren sie sich zunächst an. Und der Abend, der draussen ist, ist ebenfalls hier. Nur die zwei Paar Augen leuchten in die Dämmerung, die das Zimmer erfüllt.

Das Mädchen hat das Buch zugeschlagen, das Schweigen bedrückt sie, und sie verkündet, dass sie Licht anzünden wolle. In dem flackernden Schein der Kerze sind die beiden noch düsterer. Der Student hat sein Gepäck auf die Bank sinken lassen. Er versteht, dass sie gewillt ist, die Stelle nicht zu verlassen, und sie Logreift, wie entschlossen er ist, sich hier festzusetzen. Und jedes entschuldigt stumm das andere: schliesslich haben alle dasselbe Recht auf den Berg und auf die Hütte. Der Student hat es sogar zum Absitzen gebracht. Die Kerze wirft Schatten auf ihr Gesicht, und da auch sie ihn voll sehen möchte, rückt sie das Licht beiseite.

Nach und nach tauen sie endlich auf, und eine rege Unterhaltung entspinnt sich. Er erzählt, wie er von der Stadt unten am späten Nachmittag aufgebrochen sei, wie er die Wälder herauf durchwandert habe und nun beabsichtige, die Nacht und den folgenden Tag hier zu verleben. Von ihr erfährt er, dass sie von der entgegengesetzten Seite den Berg erklimmen habe, und zwar bereits vor zwei Tagen. Seither wohne sie gleichsam da, verbringe die Zeit mit Spazierengehen, Sonnenbaden, Abkochen und Lesen. Das Seltsame daran sei, dass sie bisher beschusslos geblieben und seine Ankunft der erste Ueberfall sei, den sie in der erträumten und wohlthuenden Einsamkeit erlitten habe. Bei den letzten Worten lachte sie vertrauensvoll, scheinbar um ihn zu beruhigen und ihn zum Sprechen zu zwingen. Er hörte übrigens das Fröhliche heraus und lachte auch. Damit sind sie Freunde, selige Bergfreunde geworden. Bloss wendet er noch ein, dass sie ihm zu verzeihen habe für seinen Ueberfall und dass er ihr Geniessen der Gebirgerhabenheit keinesfalls beeinträchtigen wolle, da er selbst ja so sehr ein leidenschaftlicher Bewunderer der stillen Gebirgswelt sei. Das bringt sie endgültig einander näher. Sie blicken sich offen in die Augen und lächeln, in beiden spricht etwas, das Gefundenhaben. Dann sagen sie sich noch viel von den Bergen, vom Wald, von den Vögeln, von den Felsen und von ihren Ausflügen, sie klagen sich, dass so viele Menschen so wenig Verständnis hätten für all das Grossartige, und es klang darin aus, dass sie sich frei gestanden, es wäre gut,

wenn man ab und zu dennoch jemand treffe, der sich noch für das Schöne in der Welt zu begeistern vermöge.

Dann speisten sie an einem Tisch, nachher bot sie ihm eine Tasse Kaffee an. Er erdreistete sich, als eine Pause eintrat, sich nach ihrer Lektüre zu erkundigen. Sie hielt ihm das Buch hin, und er las: «Nietzsche, Also sprach Zarathustra». Dies verdross und überraschte und freute ihn, alles zusammen. Und nun sassen sie wieder da und plauderten. Nur von Nietzsche redeten sie nicht, weil er behauptete, während der Ferien wolle er nichts mit ihm zu tun haben, und weil sie angab, es sei der Ort nicht zu Auseinandersetzungen, die unvermeidlich entstehen würden. Einmal senkte sie den Blick, es kam etwas über sie wie Unmut oder Furcht. Aber das dauerte nicht lange, sie brach plötzlich in ein unbändiges Lachen aus. Da sagte sie: «Wenn meine Mutter wüsste, dass ich die Nacht mit einem Mann unter einem Dach verbringe.» Es mochte unvorsichtig sein, da sie den Jüngling in Wirklichkeit nicht kannte, sie kannte ihn wohl, sie waren ja verwandt in der Liebe zu allem Schönen und dem Abscheu für das Hässliche. Jedenfalls hatte er noch nicht daran gedacht, es fiel schwer auf ihn, und er befragte sich, ob er nicht weiterziehen sollte. In seinem Herzen kämpfte das Gefühl des Anstandes mit der Ueberzeugung seiner Harmlosigkeit. Um nicht durch eine ungeschickte Ablenkung einen ungerechten Verdacht in dem Mädchen zu erwecken und gleichzeitig um ihren und seinen eigenen Bedenken abzuweichen, erwiderte er: «Ich habe eigentlich im Sinn, noch eine Weile hinauszugehen und die Nacht zu geniessen, was unter Umständen bis zum Morgen dauern könnte.» Das Mädchen besann sich, klatschte in die Hände und strahlte: «Und da mache ich mit.» In dieser Wendung der Dinge spielte eigentlich sowohl beider Wunsch mit, sich aus einer in ihren Augen zwar ungefährlichen, aber im Grunde doch nicht empfehlbaren Lage zu ziehen, als auch ihr gemeinsamer Hang nach besonderen inneren Erlebnissen inmitten der Natur.

Dass sie nunmehr allein waren, dessen waren sie sicher. Sie liessen deshalb all ihre Sachen wohlgeordnet in der Hütte zurück und eilten mit raschem Schritt hinaus. Als sie kaum vor der Tür standen, stiess der Student überwältigt einen Schrei des Entzückens aus, in den auch das Mädchen aus tiefster Seele einstimmt. Von der Hütte bis zum wahren Gipfel mussten sie etwa eine Viertelstunde gehen. Nebeneinander und doch in angemessener Entfernung voneinander legten sie gemächlich den Weg zurück, der sie zwischen raschelndem Heidekraut



Photo G. Gasser

In den Hochvogesen

emporführte. Links und rechts erhoben sich knorrige Bäume, die jedoch nicht vermochten, das Klare dieser mond hellen Sommernacht zu verfinstern. Auf beiden Seiten sahen die Wanderer über den niedrigen Wald hinweg bis weit hinaus in die Ebene. Der Pfad war ziemlich breit und gestattete ihnen, mühelos ihren Spaziergang fortzusetzen. Erst als das Gehölz wieder dichter wurde, mussten sie eine Strecke hintereinander laufen, bis sie schliesslich auf einem mässig grossen Platz anlangten, wo jeder Wald ausgerottet war und in dessen Mitte auf steinernem Sockel ein Kreuz seine Arme in die Nacht ausstreckte.

Bis dahin hatten sie fortwährend anregend geschwätzt. Hier verstummte ihr Mund, und sie blieben stehen, fast wie in religiöser Ehrfurcht. Rings um sie dehnte sich ihre Heimat aus, die sie in ihrer ganzen Pracht betrachteten, indem sie sich, ohne sich sättigen zu können, lange um sich selbst drehen, um ja nichts von der Sicht zu verlieren. Da schauten sie, ihnen zunächst, in wechselreicher Abstufung Berge, Kuppeln und Hügel, zwischen denen hie und da leicht Dörfer zu erraten waren, irgendwo unterschieden sie eine zackige Burgruine, die sich deutlich von der schwarzen Umgebung abhob. Dort wo sich das Gebirge zur Ebene senkte, gewahrten sie die Landstrasse, wo bisweilen ein Kraftwagen mit blendendem Licht dahinraste. Dicht daneben zog sich der Schienenstrang, von dem sich manchmal der Rauch eines nächtlichen

Zuges löste, aber an einer Stelle dieser Eisenbahn glänzten hundert Lichter weiss, rot und grün, und um diese herum schimmerten silbern die Dächer der Landeshauptstadt. Dabei dachte das Mädchen an seine Mutter, die in einem jener Häuser schlief.

Zahllos glitzerten über ihren Köpfen die Sterne, und ab und zu verliess einer die ihm zugewiesene Bahn und stürzte durch das All. Indessen ragte das Kreuz still und beschützend neben ihnen in die Höhe, und wie es seine Gestalt so schwarz an den Himmel zeichnete, erschien es so fern, als habe es irgend ein Engel auf diesen Himmel selbst gemalt, zur Mahnung und zur Verehrung. Sommernacht!

Und vor dieser Welt und diesem Himmel mit seinem Kreuz standen sie nun reg- und sprachlos. In ihren Herzen war es so erhaben wie um sie. Dort bewegte sich nur leise im Einklang mit der Umgebung das hohe Gefühl der Liebe. In der klaren Nacht wurde es auch dort hell und stieg herauf bis in ihr Antlitz, und aus ihren Augen leuchtete leidenschaftslos, aber unermesslich, was jedes für das andere empfand. Es war so schnell über sie gekommen, dass sie sich dessen kaum bewusst wurden, bloss unbestimmt und dennoch anspruchsvoll redete es in ihnen, und keiner Worte bedurfte es, um es das andere erfahren zu lassen. Zu gebieterisch tönte die heimliche Stimme, als dass sie sie nicht gehört hätten, wiewohl nicht mit den leiblichen Ohren.

Der Student wandte sich ab von der Herrlich-

keit und blickte das Mädchen an. Auch sie streifte ihn mit ihrem Blick, und dann war ihr, als könnte sie sich nicht mehr trennen von dem Menschen, der ihr da begegnet war, sie fühlte, dass er ihr sehr viel mitzuteilen hatte, und gleichzeitig hätte sie selber ihm eine lange, lange Beicht ablegen mögen. Aber sie empfand sowohl wie er, dass, was er ihr zu sagen hätte, nur das war, was sie ihm anvertrauen wollte.

Im nahen Wald knisterte kein Blatt, die Vögel schlummerten, und sogar die Käfer krochen nicht zu ihren Füßen. Bloss zwischen den Sternen wandelte die gelbe Scheibe des Mondes ihren gewohnten Gang, und jetzt war sie soweit, dass es etwa Mitternacht sein durfte. Aber die zwei jungen Menschen bemerkten es nicht, weil Tag und Nacht für sie ineinandergeflossen waren und weil die Zeit ihnen zur Ewigkeit geworden, zur Ewigkeit der himmlischen Liebe. Sie sahen es sich an, das Mädchen sagte unvermittelt: «Sie haben schöne Augen.» «So?» antwortete er abwesend. Die paar Worte passten so wenig in diese Stunde, dass sie es beide zugleich empfanden und abermals verstummten. Er stand vor ihr, und in das Schweigen der Nacht fiel sanft der Hauch von des Mädchens Lippen: «Du!» Und dies schwebte beflügelt fort durch die Luft und war dennoch in sein Herz getropft wie ein warmer Trank. «Du!» flüsterte sie wieder, und: «Du!» jubelte er. Mit beiden Händen ergriff sie seinen Kopf; indem sie seine Wangen streichelte, zog sie ihn herab zu sich, der ihr willig folgte. Sie spürte, wie er, sie ganz umfassend, die Arme um sie legte, und in diesem Augenblick fanden sich ihre Lippen zum Kuss der Liebe. Sommernacht!

So blieben sie aneinandergeschmiegt. Vorübergehend hatte das Mädchen die Augen geschlossen, aber sie öffnete sie plötzlich, als müsste sie sich vergewissern, dass der Mund, der auf dem ihrigen

brannte, der seinige war. Ueber sein Haupt hinaus, durch dessen Haar ihre Finger zart glitten, sah sie die gestirnte Pracht, und in ihrem Tiefsten sagte eine Stimme, dass der Mond, der über ihrem kurzen Bunde wachte, ihre Seelen rein wusch und dass ihre Liebe ein Grosses war.

«Du!» hatte sie gesagt, und: «Du!» hatte er entgegnet, sonst nichts, nur ein langer, langer Kuss. Und dann zog der Mond weiter. Als er erblasste, erhoben sich die zwei Menschenkinder von einem Felsblock, wo sie nebeneinander gesessen, und schleppenden Schrittes kehrten sie dem Kreuz den Rücken. Aber da sie den Weg zur Hütte hinübernahmen, rötete sich vor ihnen der Himmel, und am hintersten Rand der Ebene stieg die Sonne aus der Erde empor. Auch sie glänzte in ihre Seele und traf nichts Hässliches, nur viel Schönes, denn der Mond hatte in der Sommernacht ihre Liebe geweckt, geschürt und besiegelt für alle Zeiten. Sommernacht!

Als der Student dann am Nachmittag aus der Hütte trat, fragte sie: «Du?» Er küsste sie nicht mehr, doch sie forschte: «Wie ist denn dein Name?» Nach einer Pause murmelte er: «Wozu? Ich gehe, dann gehst du, ich dahin, du dorthin, wohl auf immer. Aber ich bin in dir und du in mir, und es lebt auf ewig die Erinnerung an die Sommernacht.» — «Es ist gut so.» Dabei weinte sie, und er lachte. Sie gaben sich die Hand, das Mädchen blickte ihm lange nach. Er wusste es, aber er marschierte geradeaus, den anderen Hang des Berges hinab. Erst am folgenden Morgen wanderte auch sie talab.

Gegen Abend war der Student wieder in dem niedrigen Haus im Garten beim Bahnhof. Als er der Mutter von seinem Ausflug erzählte, verschwieg er das Erlebnis der Sommernacht, weil es einmalig und ewig war.



Berichtigung: Durch Versehen wurde auf Seite 185 im Juniheft die Bildbeschriftung «Grab der hl. Odilia» gesetzt. Es muss heissen: «Die St. Odilien-Quelle».

Vollendung des Hægy-Werkes!

Der vierte Band des Werkes

Das Elsass von 1870-1932

wird auf Weihnachten erscheinen. Das Werk mit ca. 640 Seiten wird enthalten :

- 1) 18 zum Teil doppelseitige Karten und graphische Darstellungen in Farbendruck.
- 2) 190 Seiten ausführliche Tabellen über alle Lebens- und Arbeitsgebiete des elsass-lothringischen Volkes von 1870 bis mindestens 1932.
- 3) 370 Seiten Dokumente, eine einzigartige Sammlung aller wichtigen, zum Teil unbekanntem oder schwer zugänglichen Dokumente, die von staatsrechtlicher, politischer oder kultureller Bedeutung sind.
- 4) Ausführliche Personen- und Sachregister für das gesamte Werk.

Durch diesen reichen Inhalt wird dieser IV. Band seine wissenschaftliche Bedeutung für alle Ziten bewahren und ein unentbehrliches Hilfsmittel sein für jeden, der sich mit irgend welchen, unser Land betreffenden Fragen befassen will.

UNENTBEHRLICH für jeden Besitzer der bereits erschienenen drei Bände.

Subskriptionspreis bis zum 15. Juli: 140 Frs.

Bestellungen sind zu richten an den Verlag «ALSA-TIA» in Colmar, oder an eine der «UNION»-Buchhandlungen in Strasbourg, Sélestat, Colmar, Mulhouse, Dornach, Thann oder St. Louis.

Soeben erschienen :

F. Muckermann S. J.

Es spricht die spanische Seele...

NEUE DOKUMENTE

Herausgegeben vom Secretariat de Atheismo, Rom mit einer Einleitung von P. Friedrich Muckermann S. J. Ein neues Buch über die spanischen Ereignisse, hat das noch einen Sinn? Darauf zunächst die Antwort, dass wir von katholischer Seite noch sehr viel tun müssen, um auch nur einigermaßen den ungeheuren Vorsprung der kirchenfeindlichen Propaganda auszugleichen. Ferner haben es einige vorzügliche Aufklärungsschriften, die von objektiv denkenden Katholiken verfasst worden sind doch noch nicht fertig gebracht, weite katholische Kreise mit der Wahrheit bekannt zu machen. Es ist mit Händen greifbar, wie in den verschiedenen Ländern eine getarnte bolschewistische Propaganda auch das Denken und Empfinden von Katholiken bestimmt.

Gerade die spanische Sache wurde für die Kommunisten wegen des gefährlichen Halbdunkels, in die sie bis heute gehüllt bleibt, ein willkommener Anlass, nicht nur im Allgemeinen in allen Ländern der Welt für die Sache Moskaus zu arbeiten, sondern insbesondere auch katholische Kreise zu gewinnen, deren Eroberung sie sich in jüngster Zeit zur Hauptaufgabe gemacht zu haben scheinen.

Was in diesem Buch berichtet wird, ist eine Auswahl von Tatsachen, die auf ihre Wahrheit so eingehend geprüft worden sind, wie das überhaupt nur menschenmöglich ist. Es sind überall die Quellen der Einzelnen angegeben. Die Personen, um die es sich handelt, sind einem weiteren Kreise von durchaus zuverlässigen Menschen bekannt. Die Dokumente liegen vor und können eingesehen werden. Ein Teil von ihnen wird zum ersten Mal einer grösseren Öffentlichkeit unterbreitet.

Was der Sammlung dieser Tatsachen zu Grunde liegt, ist einzig das Verlangen nach Wahrheit einerlei, ob sie für Franco günstig ist, oder nicht. Die Behauptung aber, die wir aufstellen, ist von Anfang an so eingeschränkt, dass es verhältnismässig leicht ist, ihre Richtigkeit oder Unrichtigkeit festzustellen. Diese unsere Behauptung, die durch das vorliegende Buch restlos und unwidersprechlich bewiesen wird, lautet: Es kämpfen gegen den Kommunismus in Spanien eine grosse Anzahl von Menschen, die ehrlichen Glaubens diesen Krieg als einen Religionskrieg betrachten und die ihn für ihren Teil als einen heiligen Kreuzzug ansehen. Diesen Menschen Sympathien entgegenzubringen hat mit Politik und Wirtschaft nicht das Geringste zu tun. Es sind Glaubenskämpfer, wie es nur je solche in der Geschichte gegeben hat.

1 Werk, 160 Seiten, franz. Fr. 12.— ; schw. Fr. 2.50.

VERLAG „ALSATIA“ COLMAR

Hôtels recommandés

Hôtel-Restaurant

Ferme Rimlishof an der Strasse Guebwiller-Murbach. Vielbesuchter Ausflugsort. Angenehmer Ferienaufenthalt in schönster Lage. Gute bürgerliche Küche, kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. Komfortable Zimmer mit fliessendem Wasser kalt und warm. Gemütlicher Alt-Elsässer Speisesaal. Grosser Saal mit sonniger Terasse für Sociétés. Erstklassige elsassische und französische Weine. Tél. Buhl 06

Propriétaire : Blaser-Probst.

Restaurant Xavier Seiller (Seiller-Weiher).

Guebwiller Téléphone 117. Cuisine et Cave renommées. „Bière Suprême“ de Colmar. Spécialité Carpes frites. Beau jardin et grand étang avec barques. Chambres et Pension. Séjour agréable pour Touristes et Sociétés

Hôtel du cheval blanc.

Lembach Agréablement situé au milieu de 9 châteaux A proximité du Fleckenstein, Hohenburg Wegelnburg. Ancienne maison. Pension et belles chambres. Recommandée aux Sociétés et touristes. Autogarage. E. Mischler

Hôtel du Lion.

Schönau à la frontière d'Alsace-Palatinat.

O. Mischler.

Hôtel du Château

Wangenhoury (anc. propriété privée) — Alt. 500 m — Téléphone No. 1 — Gare Romanswiller (Ligne Saverne - Molsheim) — Site merveilleux dans un grand Parc de 4 ha — Tout confort moderne — Terrasses ombragées — Ouvert toute l'année — Prix réduits avant et après saison. Propr. : G. Schneider.

SOLISANA GUEBWILLER.

Privates Kurhaus für Erholungsbedürftige

innere Kranke und nervös Leidende, Diät-Kuren,
Bäderbehandlung, natürliche und künstliche
Sonnenbäder, Massage etc.

Seelische Krankenbehandlung (Psychothérapie).
Keine Geisteskranke. - Keine Lungenkranke.

Auf Wunsch Prospekt. Téléphone 258.

Tél: 882

A-GUEIROARD



TRAIT - SIMILIGRAVURE - TRICHROMIE

Ferme Thierenbach -:- Hotel Notre Dame

(Am Fusse des Hartmannsweilerkopfes)

Berühmter Wallfahrtsort - Vielbesuchter Ausflugsort

Angenehmer Ferienaufenthalt in gesunder Lage.

Gute bürgerliche Küche. Comfortable Zimmer mit fliessendem
Wasser, Badezimmer, grosser und kleiner Saal für Vereine, Ge-
sellschaften, Hochzeiten etc. Grosse Terrasse. Gepflegter Keller,
französische und elsässische Weine bester Sorten.

Teleph. Guebwiller 301.

Propr. Mme. Vonesch-Blecheier

GRANDS VINS D'ALSACE

Administration des

Domaines Viticoles Schlumberger

GUEBWILLER (Alsace)

Propriété dépassant 100 hectares de vignes

Ses Gentil, Riesling, Kitterlé, Mousse d'Alsace

Clécherie Alsacienne

STRASBOURG-NEUDORF

17 Rue de Mulhouse
Téléphone 6399

Wenn Sie nur erstklassige Waren zu den billigsten
Preisen kaufen wollen, dann kommen Sie zu uns.
Sie finden eine Riesenauswahl in jeder Abteilung.

Grands Magasins du

GLOBE

Rue du Sauvage - Mulhouse - Chaussée de Dornach